

3. Perspektiven junger Flüchtlinge

Die von den Jugendlichen angestrebten und erträumten Bildungsziele bilden neben anderen Lebensplänen, Träumen und Wünschen der Jugendlichen, den Ausgangspunkt der Rekonstruktion von möglichen Entwicklungen und Faktoren, die sich der Verwirklichung dieser Ziele entgegen stellen können oder der Verwirklichung entgegenkommen⁴⁹.

Wie bereits erwähnt, stellt sich im Rahmen dieser Untersuchung die Frage, welche Faktoren von den Jugendlichen im Kontext der Entwicklung einer Perspektive als einflussreich hervorgehoben werden und welche weiteren Faktoren in diesem Zusammenhang erkennbar werden, die sich auf das innerpsychische Erleben der Jugendlichen und somit auch auf ihre Handlungs- und Bewältigungsstrategien auswirken.

Ausgehend vom Datenmaterial wurden die unterschiedlichen Argumentationsstränge der Jugendlichen verfolgt, in denen sich ihre Entscheidungssuche abzeichnet. In diesem Zusammenhang wurde zunächst ermittelt, welche familiären und kurz- bzw. langfristigen privaten, schulischen und beruflichen Pläne und Wünsche die Jugendlichen äußern und wie sie ihre Erzählungen kontextuieren. Auf der Grundlage der Datenanalyse konnte herausgearbeitet werden, dass alle jugendlichen Informanten zum Zeitpunkt des Interviews nicht in ihr Herkunftsland zurückkehren möchten. Vielmehr wünschen sie sich, in Deutschland eine Ausbildung zu absolvieren oder eine Arbeit aufzunehmen.

3.1. Lebenspläne junger Flüchtlinge

Um nicht mit vorgefertigten Schablonen oder Vorannahmen an die Jugendlichen heranzutreten, muss erst einmal ermittelt werden, welche Entwicklungsaufgaben die Jugendlichen selber thematisieren, denn durch die Schilderungen ihrer Lebenspläne, Träume und Wünsche erklären die Jugendlichen den Referenzrahmen, den sie ihren Handlungen und Entscheidungen zugrunde legen. Zu Beginn der Interviewdurchführung machte ich alle Informanten auf mein besonderes Interesse an Erzählungen über die Entwicklung ihrer Lebenspläne aufmerksam, um die Transparenz meines Forschungsvorhabens zu gewähren. Auf dieses Anliegen gingen die Informanten im Verlauf der Interviews in unterschiedlicher Weise ein. In manchen Fällen

⁴⁹ Die von den Jugendlichen definierten Ziele können sich auch angesichts kurzfristiger oder vorrangiger Anforderungen, z.B. die Betreuung eines erkrankten Elternteils temporär verschieben oder zurückgestellt, bzw. im Migrationsprozess modifiziert werden.

musste ich noch einmal nachfragen und erhielt dann eine mehr oder weniger vage, bzw. konkrete Antwort. Im Kontext der Erzählungen ihrer Lebenspläne entwarfen die Interviewpartner teilweise ein umfassendes Bild der Einflussfaktoren, die sie als für ihre Lebensplanung entscheidend herausheben möchten oder in Bezug dazu stellen. Hier zeigt sich, wie die Informanten ihre Handlungsspielräume wahrnehmen, um eine Übereinstimmung zwischen den subjektiven Wünschen und den sozialstrukturellen und lebensweltlichen Voraussetzungen zu schaffen. Auf die Frage nach der Lebensplanung wurden von den Jugendlichen vor allem familiäre und kurz- bzw. langfristige schulische und berufliche Pläne und Wünsche angegeben. Die besondere Gewichtung der Äußerungen zu ihren schulischen und beruflichen Plänen wurde voraussichtlich durch die, den Jugendlichen bekannte Rahmung des Forschungsvorhabens beeinflusst, anders gelagerte Wünsche wurden somit möglicherweise weniger formuliert, finden sich aber in den von einigen Jugendlichen thematisierten Erinnerungen an ihr Herkunftsland wieder. Bei einigen Jugendlichen fällt eine Sprachlosigkeit ins Auge, die sich angesichts meines Interesses an ihren Lebensplänen einstellt, als wenn es ihnen besonders schwer fällt, Träume und Wünsche zu entfalten bzw. zu formulieren, deren Realisation sie für unwahrscheinlich halten.

Andere Jugendlichen äußern einen Berufswunsch, ohne dass die Umsetzung dieses Wunsches in ihrer gegebenen Situation oder auf Grund fehlender Qualifikationen, bzw. fehlender schulischer Qualifizierungsmöglichkeiten, realistisch erscheint. So erklärt z.B. Bruce Lee, der die Schule schon frühzeitig abgebrochen hat:

„Am liebsten würd ich so mit Autos zu tun haben oder so in der Art. Zum Beispiel Auto-mechaniker oder so etwas.“ (Bruce Lee, S. 7, 12-13)

Bruce Lee thematisiert im Zusammenhang mit seiner Lebensplanung auch, warum er noch keine Familie gründen möchte, obwohl dies in seiner Verwandtschaft üblich ist. Er möchte erst eine Familie gründen, wenn er sich entscheidet, Vater werden zu wollen:

„Also ich bin siebzehn und noch nicht verheiratet, also bei uns is (man, d.A.)eigentlich (mit, d.A.) fuffzehn, sechzehn, siebzehn schon verheiratet, aber ich bin nich so. Ich will das nich so. Vielleicht heiraten oder so, zum Beispiel, wenn ich selber ein Kind will“ (ebd, S. 11, 9-12)

Janin, berichtet von ihrem Wunsch in Deutschland zu bleiben, Arbeit zu bekommen und ihrem Traum, Ärztin zu werden und eine Familie zu gründen, obwohl sie keinen Schulabschluss erworben hat und bereits jahrelang nach legalen Arbeits- und Qualifizierungsmöglichkeiten sucht (vgl. Kapitel 3.4.2 ff). Ihren Wunsch, Arbeit zu bekommen, kontextuiert sie durch eine

Erzählung über die Wünsche ihrer Eltern, die von den ihrigen abweichen und die Motive ihres Vaters, sie zur Aufnahme einer Arbeit oder zur Ausübung eines Berufes anzuhalten. In diesem Zusammenhang erklärt Janin, dass es ihr von ihrem Vater gestattet wurde, sich bei der Berufswahl an den eigenen Interessen zu orientieren:

„ich will (unv.) nämlich bleiben, Arbeit bekommen, mein eigenes Wohnung, meine eigene Familie gründen und so, das will ich machen.

I: Hast du nen Berufswunsch?

P: Ja. Ich wollt immer eigentlich (...) Ärztin werden. Eine Ärztin, und (...) auch im Restaurant (...) arbeiten. Aber das, was ich am meisten mir gewünscht habe, eine Ärztin zu sein, Schwester. Auf bosnisch und auch auf deutsch. (...)

I: Kannst du erzählen, was deine Eltern sich so wünschen würden für dich?

P: Meine Eltern hatten sich immer gewünscht, dass ich Bürofrau werde. Und ja, (Klopfgeräusch) meine Mutter eigentlich am meistens, mein Vater war nich so besonders darauf (...), das ich das mache, meine Brüder auch nich, außer meine Mutter, da haben die dann auch vorgeschlagen, wo ich diese Ausbildung bekommen habe, (wenn) ich ein Jahr bekommen hätte (ein Jahr Aufenthalt, d.A.), könnt ich meine Ausbildung machen, (zögernd, leise:) dass ich als wie heißt das, ich weiß nich wie das heißt, was meine Mutter damals gesagt hat, (und meine Brüder),

I: Beschreib mal. Vielleicht weiß ichs ja.

P: Also im Zentrum zu sein, also Tänzerin und so was alles. So was, also Zigeunerin zu spielen immer, Schauspielerin wahrscheinlich heißt es, so was zu werden, das wollt ich auch nich, war nicht mein Wunsch, und mein Vater auch nich, aber meine Brüder und meine Mutter haben das (...) bestimmt, dann kam mein Vater und hat gesagt "Mich geht das gar nichts an, du sollst selbst wissen," und das fand ich ziemlich gut von meinen Vater weil er's mir zugelassen hat, damit ich sage was ich will, dann hat er gesagt, "ja aber mach aus deinen Leben was du willst, aber mach was Gutes, damit du weißt, und damit du deinen Kinder erzählen kannst, was du gemacht hast, und was du immer noch machst, damit du was davon hast, nich dass du einfach so dahingehst und sagst 'Hey hast du mal Brot oder das und dies', nich dass du betteln gehst, dass du dein eigenes Brot hast, dein eigenes Haus und so, mach was aus deinen Leben," dann hat meine Mutter gesagt, "Mach das nich, sondern sei eine Schauspielerin."

Das was meine Eltern immer sich gewünscht haben. Bürofrau oder Schauspielerin. Aber ich wollte immer eine Ärztin werden.“ (Janin, S. 6, 27-50 und S. 7, 1-9)

Sie möchte ihr Leben nach ihren Vorstellungen „verbessern“:

„Für meine Zukunft. Ich wünsch mir, damit ich eine gute Arbeit bekomme, meine eigene Wohnung habe, mein eigene Familie, (zu gründen), hier in Deutschland, also nirgendswo anders, will ich nämlich nich, kann ja auch irgendwoanders sein, außer Bosnien, und das Schönste wäre was es eigentlich auch mir wünsche, dass ich nen guten Mann habe, der zu meinen Kinder hält, zu meiner Familie, zu mir, besonders zu meine Kindern und zu mir, (atmet hörbar) dass mein Mann eine Arbeit hat, dass ich-, dass er arbeitet, (...) dass ich arbeite, meine Kinder zur Schule gehen, (lacht)

I: (lacht)

P: ja. Dass ich zwei Jungs habe, zwei Mädchen, dass sie gut aussehen, nett sind, höflich, wie ich zum Beispiel, ich bin nett manchmal, manchmal bin ich auch gemein, #(lacht herzlich)

I:(lacht)

P: (unv.)eigentlich sein kann, aber sonst finde ich mein Leben ganz okay, will (es) nur (ein) bisschen verbessern, und ich bin auch schon (...)bei Verbesserung, ich bin (...) beim verbessern, wenn ich Arbeit finde, damit ich (einen) guten Freund finde eigentlich, der mir- zu mir hält, der nich irgendwie (ein) Laster hat oder so, der nich sagt, "geh nich arbeiten, oder mach das nich, das nich", (Janin, S.18, 4-21)

Reni, Janins Cousine, wünscht sich ebenfalls in Deutschland zu bleiben:

„Mein Zukunft wär, (is) hier bleiben eigentlich, sehr einfache Leben - (lacht leicht) Leben vorstellen kann. Zum Beispiel mein Arbeit, vielleicht auch'n (lachend:) Auto, eine Wohnung, Kinder, Mann.“ (Reni, S.1,49-50, S.2, 1-2)

Ihre Ausbildungswünsche bringt sie direkt mit ihren Chancen, diese Ziele zu verwirklichen und den, für geduldete Flüchtlinge, eingeschränkten Ausbildungsmöglichkeiten in Verbindung:

„mir ist wichtig, dass ich nen Beruf erlernen kann. Also (Beruf) war immer (leicht lachend:) Verkäuferin oder Modeschau oder (zu sein) (leicht lachend:) oder irgendwie, da, aber am meisten Verkäuferin. Weil ich keinen Bock habe irgendwie, (irgend) (unv.) hab ich keine Chance dahin zu gehen (lacht leicht). (Reni, S. 5- 45-49)

„ja arbeiten so kann ich, aber ich will meinen (Ab)schluss haben, erweiterten Hauptabschluss, dass ich mehr Chancen zu arbeiten habe oder Ausbildung. Aber Ausbildung darf man nicht. Oh ich hab mich so erschreckt und (so als), "bist du denn, na du bist doch keine Deutsche und hier und so weiter," na ja ich war in Deutsch bisschen, (darf) ich halt nicht Ausbildung machen. (lacht) Und meine Arbeit, und so alles haben, wie ein anderer Menschen, (lacht leicht)“ (Reni, S. 4, 21-25).

„Aber jetzt gefällt mir am besten dass ich immer weiter Schule gehe, und meine Berufschance habe und so weiter. Vielleicht kann ich auch noch (lachend:) studieren #und so!

I: (lacht) Wer weiß!

P: Ja.

I: Wie stehen denn deine Eltern dazu, so zu deinen,

P: (Zu) meinen-

I: zu deinen Plänen.

P: Ganz gut eigentlich. Mein Vater und meine Mutter sagt ist gut was du aus deinen Leben machen willst. Sie freuen sich auch. Es gibt so ein Mädchen bei uns, die wollen gar nicht, die (ist mit) zwölf Jahre schon verheiratet, (will) Kinder und so weiter haben. Aber ich will eigentlich nich heiraten, ich will nich (gar nicht), erstmal will ich meinen Beruf haben. Da mein Haus, erstmal erleben was ich, früher nich hatte oder so. /I: Ja/ Dann erst. /I: Ja/ Wenn ich will, wenn ich nich will, (lacht)“ (Reni, S. 7, 16-30)

Lydia, äußert ihren Wunsch nach Selbständigkeit, den sie in Verbindung mit ihrer Erziehung bringt und verknüpft ihren Wunsch nach Sicherheit direkt mit ihrer aufenthaltsrechtlichen Situation (vgl. Kapitel 3.4.1. ff):

„P: Ah, na ja, w(as) soll ich denn erzählen.

I: Also, ist es für dich wichtig, nen Beruf zu erlernen?

P: Ja auf jeden Fall

I: (unv.)

P: Ja. Ich bin der Meinung, dass das eine Person ausmacht. Was man macht, weil, dann (...) steht man auf eigenen Beinen, man ist auf gar nichts angewiesen. Was mir auch beigebracht worden ist. Weil, man ist gar nichts wenn man nichts kann, sozusagen. Man muss einfach- man muss es sich- zwar nich beweisen, dass man was draufhat, aber (..) man muss einfach sein eigenes Geld haben, seine eigene Wohnung, und und einfach diese Sicherheit. Und das ist das, für mich, so wichtig, das gibts nicht. Vor allem durch durch diese Lage, hier mit Duldung und so.“ (Lydia, S. 5, 12-22)

Sie verknüpft ihre Motivation, einen Schulabschluss zu erwerben und sich über anschließende Qualifizierungsmöglichkeiten zu informieren, direkt mit dem fehlenden Aufenthaltsstatus:

„Ich weiß wirklich nich, was ich nach der Zehnten machen soll. Ich weiß nich warum ich zur Berufsberatung geh, zum Arbeitsamt, zu all dieser Scheiße. Ich hab echt keine Ahnung, was ich machen soll. Du hast (abgehackt:) gar kein Ziel. (Klatschgeräusch) Gar nichts. Du hast nich die Bedingungen. Die Bedingungen dazu was du machen willst. Hast du nich.“ (ebd., S. 8, 48-50)

Dennoch formuliert Lydia Wünsche, die auf eine unabhängige Lebensführung abzielen:

„ich will noch nich heiraten. Ich will erstmal meine Ausbildung beenden, die ich vielleicht nie kriegen werde, (Räusperrn) ich will meine eigene Wohnung haben, danach meinen Job, und ich will nich heiraten. (...) nich sofort, irgendwann mal natürlich, aber doch nich so so, so jung. Das will ich nich.

I:Gut. Du hast jetzt (einen Freund, d.A.)?

P: (unv.) mal kucken, wenn sich alles so zusammen so gut entwickelt, und alles dann zusammen klappt, wenn wir dann immer noch zusammen sind, könnte man drüber nachdenken. Klar.“ (ebd., S. 13, 44-50, S. 14, 1)

Eine ähnliche Verknüpfung nimmt Ronaldo vor, der im Zusammenhang mit seinen (unsicheren) Lebensplänen auf die unsichere Aufenthaltssituation der Familie verweist:

„also es is schon wichtig, also nach der Schule also- na ja, kommt drauf an, was ich für ein Abschluss bekomme. Wenn ich den Realabschluss schaffe, vielleicht- (...) ja, ich war auch schon hier zum Praktikum, also hier in (Name eines Supermarktes)⁹ hab ich auch Praktikum gearbeitet und das hat mir auch sehr gut gefallen, aber vielleicht werd ich so Automechaniker oder so probieren. Und ich will schon einen Beruf lernen.“ (Ronaldo, S. 3, 30-31, S. 4, 1-5)

„na ja, vielleicht das is hier nich sicher, also ob wir hier bleiben dürfen oder nich. Also wir kriegen immer so sechs Monate Verlängerung, Visum und- na ja.“ (ebd. S. 4,7-11)

Trotz der unsicheren Aufenthaltssituation möchte Ronaldo in Deutschland bleiben:

„Mein zukünftiges Leben. Na ja, wenn ich- na ja, das hängt hier von ab. Also wir hab'n keine Aufenthaltserlaubnis, und das is auch nich sicher, also ob wir hier bleiben können. Aber wenn wir hier bleiben, dann würd ich hier also mit achtzehn Jahren vielleicht Führerschein machen und Auto fahren, na ja, Arbeit finden. Und ja, und die Zukunft hier, eigentlich hab ich überhaupt keine Zukunft hier, aber- ja.“ (ebd. S. 8, 29-31, S.9, 1-4)

„Ja, nach Amerika oder Australien, da könnt ich. Also die hab'n auch schon angeboten, also da kann man hingehen, aber ich und meine Familie, wir möchten nich weiter also. Wenn wir in Deutschland bleiben können, dann würden wir also gerne hier bleiben.“ (S. 6, 3-7)

Im Gegensatz zu Lydia und Ronaldo bringt Brigitta ihre beruflichen Pläne und Wünsche nicht direkt in Verbindung mit ihrer aufenthaltsrechtlichen Situation:

„Also eigentlich bin ich so im kosmetischen Bereich, also ich bin- ich mag das so, Schminken und so Masken, so alles Mögliche, so was mit Pflege zu tun hat. Also eigentlich wollt ich auch Arzthelferin, aber wenn ich so gesehen habe, Blut abnehmen und so, bin ich nicht irgendwie dafür, kann ich \((auflachend:) nicht.\) Weiß ich nicht. Und andere, weiß ich ni- also ich hab so auch rausgesucht jetzt Kosmetikerin.“ (Brigitta, S. 12, 13-18)

Sie konstatiert zu einem späteren Zeitpunkt:

„also ich will, dass ich mein- dass ich irgendwelchen- also ich will nich so arbeitslos sein, das- das würde mich umhauen, weiß ich nicht.“(ebd., S. 14, 22-23)

P: „(schnauft leise) Also ich will meinen Beruf auslernen, ausüben, wie- also- also (ich)(will) keine Probleme so mit Visum und so alles, ich hätte am liebsten so auf einmal entweder müssen wir raus oder drin. Ich- es reicht manchmal mir, \((nachdrücklich:) immer jetzt drei Monate, sechs Monate, ein Jahr und so alles hin und her\ is ein bisschen auch- bisschen schwer. Also ganz normal. Ich meine, keine- also es gibt Leben ohne Probleme auch gar nicht, aber nicht so große Probleme.

I: Ja. Und wo stellst du dir dein Leben so vor? Wo würdest du am liebsten leben?

P: Also ich würde hier bleiben. Weil (schnauft) es kommt mir so (...)- zum Beispiel, wenn ich jetzt abgeschoben würde, dann würde mir alles so fremd kommen. Also ich mein, ich bin hier schon seit sieben Jahren und ich fühl mich hier wie zu Hause.“ (ebd., S. 17, 16-28)

Ein weiterer Interviewpartner, Sherif, äußert zunächst sein kurzfristiges Ziel, seinen Hochschulabschluss absolvieren zu wollen und in Zukunft so leben zu können „wie andere Menschen“:

„Na ja, ich wünsche mir so, dass ich die Schule fertig mache, dass ich also dann mal leben kann wie andere Leuten- Menschen oder so, ja. (Sherif, S.5, 23-24)

„Ähm ich möchte da ein Hauptschulabschluss machen, also und nachher möchte ich irgendein Beruf machen. Was ich nachher also-, dass ich nachher also sagen kann: „Okay. Damit kann ich (nur) so leben.“ oder so.“ (ebd. S.5, 4-9)

Zu einem späteren Zeitpunkt wiederholt er den Wunsch nach einem ganz normalen Leben:

„P: #Ich möchte nich- ich# möchte nich so reich, dass ich reich bin oder- ich möchte ganz normal leben, wie- (das is das).

I: Ja.

P: Wie die andere Menschen.“ (S. 10, 26-28, 11, 1)

und reagiert auf die Frage nach seinen beruflichen Wünschen:

„P: (lacht leise auf) Am (...) liebsten würde ich also Fliesenleger oder Tischler oder Elektroinstallateur also, irgendetwelche von diesen Berufen.“ (S. 10, 18-19)

Elvis, der zum Zeitpunkt des Interviews eine Berufsfachschule für Elektrotechnik besucht, möchte gerne KFZ-Mechaniker werden, in Deutschland bleiben, ein Haus bauen und seine Freundin heiraten, wenngleich er die Chancen hierfür sehr gering einschätzt:

„ Weiß nicht, die können machen mit uns was sie wollen. Kann sein, morgen sagen die geh wieder zurück in Kosovo. Da ist schwer, weißt du, weil darf man hier nicht arbeiten, also, als Zuhälter kann ich da arbeiten.“ (Elvis, S. 2, 4-7)

Die Jugendlichen, die bereits ihren Schulabschluss erworben haben und studieren, berichten eher retrospektiv über ihre Entscheidungsfindung.

So nimmt Richard retrospektiv wahr, dass seine Motivation, das Abitur zu machen unter anderem auf dem Wunsch basierte, Biochemie zu studieren:

„(leise schnaufend:) Na ja, Pläne hatten wir so- unsere-\ gezwungenermaßen blieben wir hier, weil ich stand da schon kurz vorm Abitur, mir fehlten noch zwei Jahre und \ (nachdrücklich:) in der Zeit nach unten zurückzukehren und dort sein Abitur zu machen, war auch schwierig.\ Weil es gibt hier- die Pläne entsprechen sich nicht. Und deswegen blieben wir halt hier. Hauptsächlich meines Abiturs wegen.“ (Richard, S. 31, 12-17)

Dass dieser Wunsch auf Grund seiner Aufenthaltsrechtlichen Situation nicht einfach zu realisieren ist, nimmt er erst später wahr:

„P: Ich wollte hier studieren.

I: Mhm. Das wusstest du schon?

P: Ja, wusste ich schon. Weil warum zum Teufel sollte ich sonst hier sein als (lacht leise auf) um hier zu studieren? Sonst- sonst hätte ich ja auch längst meine Koffer packen können und zurückkehren. Ja. Pläne? (schnauft leise) Ich wollte das Abitur so gut wie mög-

lich machen, und dann wollte ich Biochemie studieren. Tja. \((auflachend:)\) Da siehst du, wie es so kommt.\

I: Ja.

P.: (lacht leise) Ja. Bin ich bei Biochemie abgelehnt worden, ja, Medizin. Kam es, wie es kommen musste. (lacht leise auf) Informatik. Na ja, Pläne hatte ich nicht so unbedingt. Das Abi war halt das Plan.. Und nach dem Abitur dann, \((leise:)\) ja,\ hab ich's noch nicht eigentlich wahr gehabt, dass ich dann ausreisen muss.“ (ebd, S.34-5-20)

Ähnlich wie Richard erklärt Lara retrospektiv, dass sie schon früh wusste, was sie beruflich einmal machen will:

„Als kleines Kind wollt ich auch immer in Richtung was Wirtschaft machen und war auch eine sehr beliebte und sehr gute Schülerin immer.“ (Lara, S. 1, 13-15)

Diesen in die Kindheit bereits gehegten Wunsch verfolgt sie bis heute, wobei zum Zeitpunkt des Interviews vor allem das Bedürfnis nach einer Ausbildung dominiert, die ihr Sicherheit gibt:

„Betriebswirtin (zu werden.). Etwas Kaufmännisches. Also Bankfrau wär mir auch ganz okay, wenn ich das auch werden würde. Also Handelsassistentin. In so einer Richtung her. Weil ich will erst mal was in meiner Zukunft, drei Jahre einen richti(g) sicheren Beruf haben. Und dann kann ich immer noch ne Weiterbildung oder Studium, wo ich was also weiterkomme und wo ich eigener Chef bin oder so.“ (ebd., S. 1, 29-36)

„Und- und das is n bisschen- ich wollt es so schnell machen, weil ich verpla- ich hab viel zu viel Freizeit und ich will das so schnell wie möglich ne Berufssicherheit für meine Zukunft haben, dass ich später auch ne Familie und auch was also aufbauen kann. S- so spät will ich ja auch nich ne Familie gründen oder so. Das geht doch mehr- erst mal was Sicheres für mein Leben, wo ich sagen kann: „Da kannst du arbeiten.“ Und wenn das weitergeht dann kann- würd ich da auch was weitermachen. Wenn ich noch dazu Lust hab, aber das werd ich bestimmt haben, und Zeit.“ (ebd., S.3, 1-8)

Die Jugendlichen, die erst kürzere Zeit in Deutschland leben, thematisieren eher die Veränderungen in ihrer Lebensplanung, die sich für sie unter anderem aus der unterbrochenen Schul- ausbildung und der fehlenden Aufenthaltsperspektive ergeben.

So meint Nora:

„ich wollte ja Medizin studieren“ (Nora, S. 3-10-11)

„Ja. (Name der Lehrerin), meine Lehrerin, hat gesagt: "Du kannst entweder schulische Ausbildung machen oder so diese (unv. Wort)", hat sie gesagt, "kannst du machen. Aber danach", hat sie gesagt, "mit- zum Beispiel da sind so bestimmte Berufe, so Maler und so weiter, so zwölf Berufe sind nur. Und danach kannst du nicht zum Beispiel (...) eine Arb- eite kriegen, wenn du diesen Beruf machst. Ich- jetzt ich wei- ich überlege mir, ob ich das mache oder nicht. Aber ich (...) werde es machen vielleicht, (...) zum Beispiel weil (es d.A.) besser (ist d.A.) als das Zuhause sitzen.“ (ebd. S. 21, 10-18)

Konkret möchte Nora erst einmal ihre Schule beenden. Der Aufnahme einer Ausbildung nach Beendigung der Schule sieht sie auch in dem Zusammenhang positiv, dass sie Abstand von ihrer häuslichen Situation bekommt. Gleichzeitig beeinflusst die Erkrankung der Mutter aber auch ihre Entscheidung gegen ein Studium:

„Erst mal Schule weitermachen und wenn es geht so Ausbildung oder studieren. Aber für studieren hab ich nicht so viel Zeit. Man braucht viel Zeit zum Lernen, aber ich h(ab, d.A.) da- für das hab ich nich viel Zeit. Und meine Mutter kann ich nicht so alleine lassen. Ich hätte so gern Ausbildung gemacht oder (besser hätte) so gearbeitet als so zum Beispiel Sozialhilfe kriegen. Man geht raus und irgendwie geht weg von diese Sachen, wenn man etwas tut.“ (ebd.,S. 18, 15-21)

Karim, der im Kosovo bereits eine zweijährige Berufsfachschule zum Automechaniker absolviert hat, fällt es auf Grund der unsicheren Aufenthaltssituation schwer, eine Perspektive zu entwickeln:

„Über meine Zukunft weiß ich auch nicht was ich machen soll. Ich stell mir immer vor, dass ich keine Zukunft habe, wenn ich auch zurückkehre, ich weiß nicht.“ (Karim, S. 9, 3-6)

„Ich habe keine Zukunft vor, ich wusste nicht warum ich lernen soll.“ (ebd. S. 11, 13)

3.1.1. Zusammenfassung

Die Lebenspläne bzw. Träume und Wünsche der Jugendlichen können, im biografischen Kontext gelesen, einerseits Aufschluss darüber geben, warum ein Jugendlicher zum Beispiel Automechaniker und nicht Landwirt werden möchte oder eine Jugendliche sich gegen die Aufnahme eines Berufes entscheidet. Auf der anderen Seite kann die Kontextuierung der Aussagen aber auch Hinweise darüber geben, welche Einflussfaktoren von den Jugendlichen als bedeutsam für ihre Lebensgestaltung und –planung herausgestellt werden oder welche Einflussfaktoren eine Informant herausstellen möchte. Im Zusammenhang mit der Darstellung der beruflichen Wünsche zeigt sich bei einigen Interviewpartnern bereits die Schere zwischen den Wünschen und den wahrgenommenen Möglichkeiten, sich dem angestrebten Ziel in der aktuellen Situation annähern zu können.

Im Verlauf der Auswertung konnten spezifische Erfahrungshintergründe und –zusammenhänge, auf die die Jugendlichen im Kontext von Krieg, Flucht und dem Leben im Exil zurückblicken und die das Gefühl, Situationen kontrollieren zu können, mitbestimmen, heraus gearbeitet werden, die in den folgenden Kapiteln sichtbar gemacht werden.

3.2. Spuren des Erleidens

Die Erzählungen und Berichte der Interviewpartner lassen in unterschiedlicher Weise Rückschlüsse auf Erfahrungen des Verlustes, der Verunsicherung und Ausgrenzung zu, die dem Gefühl, subjektiv in spezifischen Lebenssituationen und -zusammenhängen wenig Einfluss auf den Verlauf der Ereignisse gehabt zu haben, bzw. zu haben, zugrunde liegen. Diese Erfahrungen werden nicht von allen Interviewpartnern in gleichem Maße reflektiert, spiegeln sich jedoch in Erzählungen über Verluste und Verunsicherungen in der jeweiligen Lebenssituation, so z.B. in Berichten und Erzählungen über die Kriegs- und Fluchterfahrungen, in Schilderungen über die Orientierungsprobleme der Familien bei der Ankunft in Deutschland und in Erzählungen über Probleme, die das Leben im Exil mit sich brachte⁵⁰. Schwerwiegende emotionale Verletzungen und/oder Verunsicherungen verdichten sich in verschiedenen Lebensabschnitten und -zusammenhängen besonders, so dass wir die Lebensphase vor Ausbruch des Krieges, die Phase der akuten Bedrohung durch Krieg und Flucht, die erste Zeit im Exil, die Folgezeit im Exil und Phasen der Entscheidungsfindung, die auch in Zusammenhang mit der Entwicklung einer Zukunftsperspektive auftreten, unterscheiden können (vgl. hierzu auch Sequentielle Traumatisierung bei Kindern, Keilson, 1979, Kapitel 1.1.2.). Die Bedrohung oder der Ausbruch des Krieges und die darauffolgenden zum Teil gravierenden Verlusterfahrungen, die sich auf das Zurücklassen gewohnter Bezüge oder die Trennung von Angehörigen beziehen, werden von einigen Jugendlichen schockartig erlebt. Andere berichten von schleichenden oder subtilen Einschränkungen der Gestaltungsfreiheit, über kriegsbedingte Veränderungen in ihrer Umgebung. Bezug nehmend auf ihre Kriegs- und Fluchterfahrung, aber auch die Erfahrungen im Exil berichten die Jugendlichen teilweise von (lang anhaltenden) Phasen familiärer Desorganisation, von Rollendiffusion auf Grund der Betreuung traumatisierter Angehöriger (Parentifizierung) und von depressiven Verstimmungen oder –phasen, sowie Flashbacks⁵¹ und Rückzugstendenzen. Gleichzeitig thematisieren alle Jugendlichen Erfahrungen oder Begebenheiten, die sich auf die eigene Positionierung oder die Positionierung von Flücht-

⁵⁰ Der Vergleich der Interviews zeigte bereits, dass die Interviewpartner über sehr unterschiedliche Reflexionsmöglichkeiten und –grade verfügen. Dabei ist in Erinnerung zu rufen, dass es einige Jugendliche eine große Überwindung kostete, sich überhaupt der Interviewsituation zu stellen. Auch hatte sich in der Begegnung mit den Jugendlichen bereits gezeigt, dass einige Interviewpartner eher ungeübt darin waren, frei zu sprechen oder ein kritisches Verständnis ihrer Wirklichkeit zu entfalten. Die fehlende Reflexion der Zusammenhänge, die ihrer Lebenssituation zugrunde liegen, kann auch Ausdruck eines unterdrückten Bewusstseins sein „das die Grenzsituation noch nicht in ihrer Gesamtheit erfasst hat, nur ihre Nebenerscheinungen“ aufnimmt und auf letztere die hemmende Macht, die der Grenzsituation eigentümlich ist, überträgt (vgl. Freire, 1970, S. 115-116).

⁵¹ Hierbei handelt es sich um Erzählungen, die darauf rückschließen lassen, dass der/die Betreffende in aktuellen Alltagssituationen von plötzlich auftretenden Bildern und Empfindungen, die in Verbindung mit traumatischen Erlebnissen stehen, heimgesucht wird.

tlingen im Exil beziehen, so z.B. in Erzählungen über den Ausschluss von Klassenreisen (Residenzpflicht), Diskriminierungen durch Mitschüler und Lehrer, Begebenheiten auf der Ausländerbehörde sowie Problemen bei der Wohnungs- und Ausbildungssuche, wobei sie auf eigene Erfahrungen oder Erfahrungen signifikanter Anderer, z.B. ihrer Eltern, Geschwister zu sprechen kommen. Teilweise werden aber auch allgemeine Begebenheiten geschildert, in dem z.B. von der Situation der Flüchtlinge berichtet wird, die zur Schwarzarbeit gezwungen werden. Die Schilderungen der Begebenheiten in der ersten Lebensphase im Exil kreisen um Orientierungs- und Umstellungsschwierigkeiten, z.B. in der Schule, die Trennung von, die Sorge um oder die Erkrankung von Angehörigen, die marginale Positionierung der Familie, z.B. durch das Arbeitsverbot der Eltern, das Leben in einem Ausländerwohnheim und die erschwerte Lebensplanung und -gestaltung der Familien.

Im Zusammenhang mit der institutionellen Bildungsvermittlung thematisieren die Jugendlichen als hindernde Faktoren vor allem den Zeit- und Statusverlust, z.B. durch Unterbrechungen des Schulbesuches, durch Rückversetzung in niedrigere Klassenstufen, Umstellungsschwierigkeiten, Diskriminierungserfahrung, z.B. durch Herabwürdigungen von Mitschülern und Lehrern, Missachtung kultureller Werte und die ungleiche Partizipationsmöglichkeiten, z.B. durch den Ausschluss von Klassenfahrten, eingeschränkte Qualifizierungsmöglichkeiten nach dem Schulbesuch.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Fragen über die eigene Positionierung und Perspektive auf unterschiedlichen Ebenen umkreist werden. Dabei werden zum Teil auch Fragen der Identität berührt.

Um die subjektiven Erfahrungsabläufe junger Flüchtlinge in ihrer Dynamik tiefgreifender zu erfassen, wird im Folgenden der Versuch unternommen, am Beispiel zweier biographisch-narrativer Interviews die Ereignisverstrickungen im biographischen Kontext nachzuvollziehen. Die Fallbeispiele werden der leichten Verständlichkeit halber im Stil einer interpretierenden Nacherzählung präsentiert, wobei die Schlüsselpassagen aus dem jeweiligen Interview beibehalten wurden, um erkennbar zu machen, in welcher Weise die Jugendlichen ihre Erfahrungen darstellen bzw. reinterpreten. In Anlehnung an das Konzept der Verlaufskurve des Erleidens (vgl. Kapitel 2.1.1.) soll rekonstruiert werden, an welchen Punkten die Jugendlichen sich in ihrem Leben nicht in der Lage sehen bzw. gesehen haben, die an sie gestellten Anforderungen in dieser oder der darauf folgenden Lebensphase, unmittelbar oder im Rahmen so-

zialer Stützsyste zu bewältigen. Zudem können die Dimensionen des Erleidens im biographischen Kontext in Beziehung zueinander gesetzt werden.

Die Verlaufskurvenpotentiale und -entwicklungen, die im Kontext der Bildungsbiografie auftreten oder sich dynamisieren, werden einer gesonderten Betrachtung unterzogen, um das (mögliche) Zusammentreffen von Verlaufskurve und Bildungsbiografie explizit sichtbar zu machen, wobei eine Rückbeziehung auf den biographischen Zusammenhang in die Darstellung einfließt.

In den Fallbeispielen Lydia und Janin wird nachvollziehbar, dass beide Jugendlichen zum Zeitpunkt des Interviews durch die Verstrickung der Verlaufskurve stark beeinträchtigt sind. Lydia sieht sich derzeit in ihrem Schicksal als geduldeter Flüchtling und Ausländer gefangen, während Janin, obwohl sie der Resignation partiell dadurch ausweichen kann, dass sie alternative Handlungsstrategien entwickelt, über starke psycho-somatische Beschwerden klagt.

3.2.1. Rekonstruktion der Verlaufskurvenentwicklung in der Erzählung von Lydia

Das Interview mit Lydia ist eines der ersten Interviews, welches ich in dem ausgewählten Ausländerwohnheim durchgeführt habe. Lydia wirkte auf mich sehr offen und selbstbewusst. Äußerlich fielen mir ihre blonden Haare gleich auf, die sie von den meisten Heimbewohnern abhoben. Sie trug moderne, sportliche Kleidung und saß mir während des Gespräches, die Füße auf den Sessel gezogen, gegenüber. Lydia trug ihre Erzählung mit großer Intensität nahezu akzentfrei vor und gestikulierte, um ihre Aussagen zu unterstreichen. Ihre Rede wirkte sicher und gewandt.

Der Kontakt zu Lydia wurde über eine bosnische Sprachmittlerin hergestellt. Am Tag des Interviews traf ich mich zunächst mit der Sprachmittlerin im Heim und wurde von ihr dann in die Wohnung ihrer Schwägerin gebracht. Dort lernte ich zunächst ihren Neffen kennen, der sich zu einem Interview bereit erklärt hatte. Das Interview mit dem Jugendlichen verlief sehr schleppend, da er sich kaum artikulieren konnte, weil er stark stotterte. Im Anschluss an dieses Gespräch wurde mir Lydia, die Tochter der Sprachmittlerin vorgestellt, mit der ich zunächst ein kurzes Gespräch über ihre Mutter führte, die mich so hilfreich unterstützte. Als ich Lydia fragte, ob sie schon etwas über mein Vorhaben wisse, bejahte sie dies und erklärte, dass sie es begrüßen würde, dass sich „mal jemand für die Situation der Jugendlichen im Heim interessiert“.

Im Anschluss an eine kurze Unterhaltung über ihren Onkel wurde das Interview begonnen, da Lydia erklärte, wenig Zeit zu haben. Das Gespräch wurde einmal durch das Eintreten ihrer Tante gestört.

Die frühesten biographischen Daten, auf die sich Lydia bezieht, stehen in Verbindung mit Schilderungen über den Einfluss ihrer Großmutter, durch die sie im Alter von 5 oder 6 Jahren zum religiösen Glauben geführt wurde (S. 2, 44). Sie erinnert sich explizit daran, dass sie sich im Alter von 6 Jahren bereits für die Kommunion beworben hat (S. 2, 56). In diesen Zeitraum fallen positive Erfahrungen mit der eigenen Fähigkeit zu lernen (S. 2, 50ff). Die Schulzeit in Bosnien wird von ihr nur in einer Episode ausgeführt, in der sie schildert, wie eine Freundin von ihr am Ohr gezogen wird, weil sie die Hausaufgaben vergessen hat (S. 2, 32ff).

Lydia beginnt ihre Eingangserzählung mit dem Anfang des Krieges als sie 8 Jahre alt ist (S. 1, 24-25), geht aber erst zu einem späteren Zeitpunkt ihrer Erzählung genauer auf diese Phase in ihrem Leben ein.

Sie erlebt den Beginn kriegerischer Auseinandersetzungen, als sie von ihrer Schwester von der Schule abgeholt wird (S. 3,19), die ihr im Kugelhagel das Leben rettet (S. 3, 26). Diese Bilder verfolgen sie bis heute und treten in Form von Flash-backs wieder auf (S. 3, 32 ff). Eine weitere traumatisierende Erfahrung ist die nun folgende Trennung von ihren Eltern (S. 3, 41), die sie erst nach 8 Monaten wieder sieht (S. 3, 41). Mit 9 Jahren kommt Lydia gemeinsam mit ihrer Mutter, ihrer Schwester, ihrer Oma, ihrer Tante und zwei Cousins ins Residenzland. Hier soll sie nun zunächst in die 4. Klasse eingeschult werden, wird dann aber auf Grund fehlender Deutschkenntnisse ein Jahr zurückgestuft (S.3, 45).

Die erste Zeit in der Grundschule war ihrer Ansicht nach „total geil“ gewesen (S. 3, 47) und die Lehrer waren „total gut“ und „alle total nett und lieb“ (S. 3, 50).

Auch der Wechsel auf eine andere Grundschule wird von ihr als „ ganz okay“ (S. 50, 51) beschrieben. Ebenso empfindet sie den Besuch der Realschule, in der sie gerade die 10. Klasse beendet, als „okay“ (S. 4, 11).

3.2.1.1. „aber ich bin hier aufgewachsen“

Lydias Erzählung ist gekennzeichnet durch lange argumentative Passagen mit hohem Reflexionsgrad. Eine besondere Verdichtung der Erzählung findet vor allem statt, als sie von ihrer Großmutter in Bosnien und ihrer Begegnung mit der Religion erzählt.

Die Verlaufskurvenentwicklung in Lydias Biographie konstituiert sich durch das Gefühl, in einer „Zwischenwelt“ (S. 1, 30-32) zu leben. Seit der Krieg alles durcheinandergebracht hat (S.1, 44), hat sie immer wieder das Gefühl „hin und her geschubst zu werden“ (S. 1, 26) und „nirgendwo da hin“ (ebd. S.1, 27) zu gehören.

Die Gefühle der Verunsicherung, die Lydia bereits in der Eingangserzählung zum Ausdruck bringt, markieren einen Erleidensprozess und Erfahrungen des „sich fremd in der Welt Fühlens“, die sich vor dem Hintergrund biographischer Einschnitte und Entwicklungen, aber auch vor dem Hintergrund der Ausgrenzungserfahrungen erklären lassen.

Anders als im anschließend vorgestellten Fall von Janin zeigt sich der Aufbau eines Verlaufskurvenpotentials im Zusammenhang mit ihrer schulischen Sozialisation erst zum aktuellen Zeitpunkt, da sie zunehmend das Gefühl hat, dass ihr Schulbesuch angesichts der Tatsache, dass sie keine Lehrstelle bekommen kann, die ihren Wünschen entgegenkommt, sinnlos ist (vgl. S. 4, 15 ff).

Gleichzeitig bildet Lydias krisenhaftes Erleben der aktuellen Situation einen Höhepunkt der Flüchtlingsverlaufskurve.

Dem Aufbau eines Bedingungsrahmens für das Wirksamwerden des Verlaufskurvenpotentials in Lydias Biografie liegt eine Verletzungsdisposition zugrunde, auf die sie gleich zu Beginn des Interviews zu sprechen kommt.

Lydia ist bei Ausbruch des Krieges in Bosnien acht Jahre alt (S.1, 24 -25) und muss vor den kriegsbedingten Unruhen zunächst in ein benachbartes Land fliehen. Auf der Flucht wird sie über längere Zeiträume von ihrer Mutter getrennt. Schließlich gelingt die gemeinsame Flucht nach Deutschland. Hier wird die Familie vorübergehend aufgenommen, erhält aber kein dauerhaftes Aufenthaltsrecht, sondern lediglich eine Duldung, die ihre Lebensgestaltung fortan einschränkt.

Der Ausbruch des Krieges zieht für Lydia weitere Folgen nach sich, so zum einen die Flucht und die traumatische Trennung von ihrer Mutter, später dann auch den Verlust des sozialen Status der Familie, der sich in der Arbeitslosigkeit der Mutter widerspiegelt und der auf Grund des fehlenden Aufenthaltstitels nicht wiedererlangt werden kann.

Obwohl Lydia in späteren Erzählepisoden auch Kindheitserinnerungen aus Bosnien schildert, erklärt sie bereits in der Eingangssequenz ihrer Erzählung, dass es ihr an differenzierten

Kindheitserinnerungen vor Ausbruch des Krieges mangelt und kommt auf ihre Erinnerungen zum Zeitpunkt des Kriegsausbruches zu sprechen:

„Ich kann mich bloß an den Abschnitt erinnern, wo wir abhauen mussten, wo wir flüchten mussten.“ (S. 1, 51-52)

Die Dynamik der Verlaufskurve zeigt sich in Lydias Biographie durch die plötzliche Grenzüberschreitung des Wirksamwerdens. Lydia erlebt, dass ihre Familie im Kontext von Krieg und Flucht nicht mehr in der Lage ist, ihren Lebensalltag aktiv zu gestalten. Es kommt zu einer übermächtig erlebten Verkettung äußerer Ereignisse, auf die ihre Familie nur noch konditionell⁵² reagieren kann, Erfahrungen des Schocks und der Desorientierung herrschen vor (vgl. Schütze, 1995, S.129).

Lydia kommt, ebenfalls zu Beginn des Interviews, auf ihre Gefühle zu sprechen, die sich in Folge der Flucht und des Lebens im Exil einstellen (S.1, 24-35) und berichtet über ihre Kindheit vor Ausbruch des Krieges (S.1, 37-43).

Im Anschluss an die Schilderungen, wie sie ihre Kindheit erlebte und wie sie erzogen wurde kommt sie darauf zu sprechen, wie sich ihre Lebenssituation nach Ausbruch des Krieges schlagartig verändert hat:

„Und dann kommt auf einmal ein Krieg, der alles durcheinanderbringt. Da war ich noch achtzehn Monate lang von meinen Eltern getrennt, ich wusste nicht ob sie leben, sie wussten nicht, dass auch wir leben, und und das ist-weiß ich nicht, ich hatte gar keine Kindheit gehabt.“ (S. 1, 43-47)

Die Äußerung, dass „ein Krieg auf einmal alles durcheinanderbringt“ (S. 1, 43) und sie ihren Alltag nicht mehr wie gewohnt fortsetzen kann, sowie die Erfahrung der Trennung von den Eltern, mündet in der Feststellung, dass sie gar keine Kindheit hatte. Hier zeigt sich ein erhebliches Verlaufskurvenpotential, das sich in der Trauer über den frühen Verlust der Kindheit manifestiert.

Auch der Schulbesuch in Bosnien, auf den sie erst nach der Darstellung ihrer Bewerbung um die Teilnahme an der Kommunion wieder zu sprechen kommt, wird für sie abrupt durch den Ausbruch des Krieges beendet (vgl. Schulverlaufskurve Kapitel 3.3.1.3.).

⁵² Hierunter verstehe ich Verhaltensweisen die sich aus der Erfahrung des Kontrollverlustes ergeben, so z.B. rein reaktive Verhaltensweisen.

Lydia versucht im Laufe der Erzählung, die Erfahrung des Krieges retrospektiv zu erfassen. In ihren Äußerungen spiegelt sich die erlebte Orientierungslosigkeit und Überforderung wider:

„Ich hab das nicht verstanden, das war zu hoch für meine Welt. Okay Krieg, mh, aber ich hab das nicht so so so verstanden.“ (S.3, 31-32)

Durch den Krieg und die darauf folgende Flucht kommt es zu einer Verkettung äußerer Ereignisse, das latente Verlaufskurvenpotential konkretisiert und dynamisiert sich durch die Flucht und die Trennung von den Eltern (S.1, 44- 45).

Die geschilderten biographischen Einschnitte erlebte sie, wie sie zu einem späteren Zeitpunkt im Interview angibt, schockartig, so als wenn sie in ein kaltes Wasser geschmissen worden wäre (vgl. S.2, 14).

Lydia bringt ihr Entsetzen über den Krieg im Zusammenhang mit ihrem unsicheren Aufenthaltsstatus noch einmal zur Sprache:

„Ich war da unten gewesen, und das hat mich total geschockt. Es hat mich richtig ersch-n-t-total erschreckt. Ich war da unten gewesen und die Menschen hassen sich einfach.“ (S. 4, 56-57)

Der Versuch des Aufbaus eines labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung folgt auf die erste Schockerfahrung. Die Bemühungen des Ausbalancierens der bedrohlichen Ereignisse gelingt nur partiell.

Im Verlauf des Interviews erklärt Lydia, wie sich ihre Lebenseinstellung durch die harten Erfahrungen, die sie schon so früh machen musste, geformt hat. Sie schildert ihre Versuche, ihr Leben trotz der erlebten Verunsicherungen und traumatischen Erfahrungen zu meistern. Hier zeigt sich, dass Lydia schockartig erlebt hat „ins kalte Wasser“ geworfen worden zu sein. Diese Erfahrung stellt sich für Lydia als prägend dar und wirkt sich anhaltend verunsichernd aus:

„Und ich weiß nich, manchmal in (manchen) Situationen wie ich damit umgehen soll, keine Ahnung. Weil weiß ich nicht obwohl ich s-s-so ins kalte Wasser (...) geschmissen worden bin (...) manchmal kann ich schwimmen, in dem Wasser und manchmal nich.“ (S. 2, 12-15)

Lydias Äußerung „manchmal kann ich schwimmen in dem Wasser und manchmal nich“ (ebd. S. 2,15) macht ihre Bemühungen deutlich, ihr Leben trotz der erlittenen Brüche und schmerzlichen Erfahrung plötzlich „ins kalte Wasser geschmissen“ worden zu sein, zu meistern und

ins Gleichgewicht zu bringen. Obwohl sie sich um Stabilität bemüht, gelingt es ihr nicht immer und sie weiß manchmal nicht, wie sie mit bestimmten Situationen umgehen soll.

In der Phase der Entstabilisierung des labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung (Trudeln) werden Gefühle des „Sich-Fremd-Werdens“ durch die Erfahrung der Verlaufskurvenüberschreitung und die Anstrengungen der Bewältigung des labilen Gleichgewichts hervorgerufen. Die Überfokussierung auf einen Aspekt der Problemlage führt zur Vernachlässigung anderer Problemaspekte und das labile Gleichgewicht weicht einer Verkettung von Alltagsproblemen (vgl., Schütze, ebd., S.129).

Lydia beschreibt gleich in der ersten Interviewsequenz ihre Gefühle, die sich auf ihre momentane Lebenssituation im deutschen Exil und die Erfahrung des Fremdseins beziehen lassen:

„na ja und dieses Gefühl immer hin und hergeschubst zu werden so, du gehörst nirgendwo da hin. Und bist du in Deutschland mit Deutschen zusammen, dann bist du halt ne Deutsche, obwohl die Deutschen sehen dich gar nicht als Deutsche und bist du mit deinen Leuten zusammen, falls du es vielleicht so überhaupt weißt welche deine Leute sind, denn die hassen dich ja alles sowieso, und wenn du irgendwo aufgewachsen bist, wo alle Leute (sind), da gehörst du eigentlich zu allem, und doch wieder nich, also diese Zwischenwelt, die ist so, nee die is so echt eklig so, du gehörst irgendwie- nirgendwo dahin. (leise, schnell) Nirgendwo! Du passt nich da, und auch nich da, und, ja.“ (S. 1, 26-33)

Sie erlebt sich in einer Zwischenwelt, mit der sie sich nur schwer identifizieren kann. Es erscheint ihr, als gehöre sie nirgendwo richtig hin. Das Gefühl, nirgendwo dazu zu gehören, empfindet sie eklig, ohne es ändern zu können. In diesem Textsegment spiegelt sich die Unsicherheit über die eigene Positionierung wider, die sich auch vor dem Hintergrund der Diskriminierungserfahrungen in Deutschland, die sie zu einem späteren Zeitpunkt thematisiert, erklärt:

„Erstens bin ich Ausländer. Bin ich sowieso schlecht. Also egal was ich tue, wie ich atme, wie ich mich bewege, ähm, ich bin sowieso Ausländer. Es gibt verschiedene Begriffe Außengeländer, Kanacke, ähm was gibt's'n noch (na) ja, das sind halt die häufigsten so. Und ähm, na ja, natürlich. Weiß ich nicht (...) Die ähm, weiß nich, du gehörst einfach nicht zu denen.“ (S. 6, 9-15)

Lydia befindet sich zum Zeitpunkt der Interviewdurchführung in einem Zustand großer Resignation. Aktuell reflektiert Lydia die Tatsache, im deutschen Exil nur geduldet zu werden wie folgt:

“Vor allem durch (...) durch diese Lage, hier mit Duldung und so. Man, die (hastig, eindringlich) verarschen uns voll. Ich hab voll das Gefühl, **jedes Jahr** werde ich voll terrorisiert, ich muss dahin! Du kannst -weiß nich, du kannst überhaupt nicht für dein Leben weiterdenken, du lebst in den Tag hinein, und, so bin ich nich gewöhnt. Du musst jedes Mal aufpassen, dass sie n-Bullen nicht zu dir kommen, und dich dann abschleppen. Nur

weil sie halt der Meinung sind, dass du hier nich mehr so leben brauchst.“ (Lydia, 4, 48-55)

Lydia macht deutlich, dass der fehlende aufenthaltsrechtliche Status sie in ihrer Lebensplanung derart beschränkt, dass sie für ihr Leben nicht weiterdenken kann:

„du kannst überhaupt nicht für dein Leben weiterdenken, du lebst in den Tag hinein, so bin ich nicht gewöhnt“ (ebd. 52-53).

Indem sie erklärt, dass sie ein Leben im Zustand der Ungewissheit nicht gewöhnt ist, verweist sie auf einen Zeitraum in ihrem Leben, der von anderen Gefühlen geprägt war. In ihren Schilderungen dominieren jedoch Erfahrungen der Verunsicherung, wie z.B. die Trennung von den Eltern, der unsichere Aufenthalt in Deutschland. Dies kann allerdings auch darauf zurückgeführt werden, dass Lydia sich in der aktuellen Lebensphase, die unter anderem von dem bevorstehenden Abschluss der Schule markiert wird, bewusster mit den Folgen der rechtlichen Unsicherheit für ihre Lebensplanung auseinandersetzt.

Die ständige Angst vor der Abschiebung wirkt zusätzlich lähmend und irritierend:

„Du (...) - du lebst nur die ganze Zeit in Angst und n- hast überhaupt keinen Durchblick, und (...) keine Sicherheit, (...).“ (S. 5, 53-54)

Das Gefühl, keinen Durchblick und keine Sicherheit zu haben steht hier für eine prägende Erfahrung in Lydias Leben. Dennoch ist es ihr vielfach gelungen sich zu reorganisieren.

Lydias Verunsicherung und Enttäuschung spiegeln sich in ihren Gefühlen, so z.B. in dem Gefühl „verarscht“ zu werden. Auch in dem folgenden Interviewausschnitt, in dem sie darauf zu sprechen kommt, wie sie die rechtlichen Einschränkungen in Bezug auf ihren Ausbildungsweg wahrnimmt. Die Umsetzung kurzfristiger Lebenspläne erscheint ihr „so kompliziert“, dass die Perspektiventwicklung darunter leidet:

„(eindringlich): das ist alles so kompliziert! Ich will bloß eine Ausbildung machen, aber nein, zu viele gehen weg, und dann ist dieses Gesetz geht nich ohne dieses Gesetz. Und das Gesetz schon gar nich ohne das andere Gesetz. Also es is so Scheiße, echt, wo- wo is- wo die Gesetze normal sein sollen, sind die nich. (...). Und es ist- es is- das finde ich so was von Scheiße, weil ich hab- die- wenn man kein Ziel hat im Leben, dann is das Leben so beschissen. Wenn man echt morgens aufsteht, man weiß man geht in die Schule, danach is vorbei. Und d-`s is, das weiß ich nich, keine Ahnung. Ich weiß ja nich. „Euch geht’s hier so gut.“, aber die wissen gar nich was (se) mit dem Psychterror (machen). Die machen sie dich total fertig. Und da wissen sie auf jeden Fall wie.“ (S. 6, 52-58; S. 7, 1-8)

Lydia wiederholt mehrmals eindringlich ihre negativen Gefühle der Hoffnungslosigkeit, das Vertrauen in andere ist gewichen, da sie die Beschränkungen als „Psychoterror“ erlebt, die

ihre Handlungsfähigkeit und Motivation stark blockieren. So sieht sie z.B. aktuell für sich keine Chance eine Lehrstelle zu bekommen (S. 9, 21). Die Alltagsbewältigung, so auch der Schulbesuch, erscheinen ihr zum Zeitpunkt des Interviews sinnlos.

Lydia hat bisher wenig professionelle Unterstützung im Hinblick auf eine berufliche Orientierung oder Perspektiventwicklung erfahren und angeboten bekommen. Das Gefühl „nicht weiterdenken zu können“ und die drohende totale Handlungsunfähigkeit zwingen Lydia zu einer neuen Definition der eigenen Lebenssituation und zu Versuchen der theoretischen Verarbeitung des Erlebten (vgl. Schütze, ebd., S. 130).

Vor dem Hintergrund der Darstellung einer Kindheit in einer heilen, schönen Welt⁵³ bekommen die eklatanten biografischen Brüche in Lydias Biografie, z.B. als sie auf Grund des Krieges von ihren Eltern getrennt wird und ihre Kindheit viel zu früh endet, ein besonderes Gewicht. Lydias Lebenseinstellung kann vor diesem Hintergrund, aber auch vor dem Hintergrund der Erfahrungen von Benachteiligung und Ausgrenzung verstanden werden:

„ Na ja, (...) ich weiß auf jeden Fall, ich hab leider Gottes vielleicht für manche finden es gut, aber manche vielleicht schlecht, aber meiner Meinung nach ist, leider Gottes, hab ich viel zu früh erfahren was Leben ist. Was Leben bedeutet. Ich hab (...) mein Leben war nie leicht. Weiß ich nicht, is es immer noch nicht. Ich hab das Leben total hart kennengelernt. Total hart. Kennengelernt dass das Leben nicht schön sein kann, okay, du kannst viel- du hast vielleicht paar schöne Augenblicke. Dann kommt es so dick, oh! du könntest ausflippen. Det is Leben- weiß ich nich, entweder es ist richtig schlimm, oder es is noch viel schlimmer. Du kannst einfach- weiß ich nicht, ich hab echt- (...) ich wär so froh wenn ich eine Woche erleben würde, dass ich kein Problem habe. Keinen Stress, nur glücklich bin. Und das ist unmöglich. Ich hab wirklich viel zu früh k- gelernt, dass das Leben total schwer is. (S. 2, 10-20)

Die Einstellung, dass man sich im Leben alles verdienen muss und nichts geschenkt bekommt, bezieht sie nicht auf die Erfahrungen ihrer Kindheit vor Ausbruch des Krieges, auch wenn sie äußert, dass ihr Leben nie leicht war, vielmehr bringt sie ihre Einstellung, dass das Leben total hart bzw. nicht schön sein kann, mit dem frühen Bruch in ihrer Kindheit in Verbindung.

⁵³ „Und weiß ich nich. Ich hatte halt so meine (leise:) schöne, heile, schöne Welt, wo alles schön war und alles Friede, Freude, Eierkuchen, und dann verändert sich (also alles). Deswegen geh ich an das Leben viel härter ran.“ (Lydia, S.2, 4-8)

Aktuell sieht Lydia für sich keine Perspektive in Bosnien (S. 8, 14-24). Sie versucht, sich zu orientieren und ihre momentane Situation zu erfassen:

„Ich meine, ich sag ja auch, (...) ich will auch mal zurück. Ich will mal, weiß ich nicht, aber ich bin hier aufgewachsen. Ich will nicht sagen, dass Deutschland mein Land ist.“ (S. 5, 2-4)

Die folgende Textpassage verdeutlicht Lydias Bemühungen ihre Identität „zwischen allen Stühlen“ positiv zu definieren:

„Und ich schäme mich nicht dafür. Ich bin`s wirklich (Klopfen) stolz, dass ich irgendwas bin was ich auch manchmal nicht definieren kann, was ich eigentlich bin. Aber, ich schäm mich nicht dafür, dass ich zum Beispiel keine Deutsche bin. Und wenn man mich fragen würde, „würdest du gerne Deutsche sein, würd ich sagen „Nein.““ (S. 6, 20-24)

Auch gegenüber den „Deutschen“ versucht sie eine differenzierte Haltung einzunehmen:

„ich will nicht sagen, dass alle Deutschen schlecht (sind um) Gottes Willen.. Auf gar keinen Fall. Aber (...), / (leise, zögernd:) weiß ich nicht, manche sind wirklich das- das versteh ich nicht. (...) Mal gibt`s solche, mal solche. Ich will ja nicht die alle in einen Topf schmeißen. Und ich kann nicht sagen um Gottes Willen, dass alle Deutschen schlecht sind. Ich habe selber nen deutschen Freund. Geht gar nicht. Nee. (leise:) Aber trotzdem“ (S. 6, 24-33)

Ungeachtet aller Hindernisse formuliert Lydia im Laufe des Interviews den Wunsch, ihren Realschulabschluss machen zu wollen und entwickelt berufliche Wünsche:

„Aber ich weiß dass ich auf jeden Fall das was ich machen kann, das- das nütze ich und und meine zehnte Klasse, die werde ich mit einem Realschulabschluss beenden. Ja.“ (S. 9, 1-3)

Auf die Frage, ob sie sich vorstellen kann einen Kompromiss zu machen, was ihre Ausbildungswünsche anbelangt, reagiert Lydia positiv:

„Natürlich, man kann sich immer hocharbeiten, egal was man macht, trotzdem, wenn man nicht sofort das kriegen kann, was man will, oder was man gerne machen würde, (unv.) kann man sich dann anders hocharbeiten, natürlich, das ist normal.“ (S.9, 4-8)

3.2.1.2. Überleitung

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, Lydias subjektive Erfahrungen im Kontext ihrer Bildungsbiografie nachzuvollziehen. Hierbei geht es mir vor allem darum, herauszuarbeiten, wie sich die beschriebenen Verlaufskurvendynamiken direkt oder indirekt auf bildungsbiographische Entwicklungen und Lydias Haltung bzw. den Prozess der Entscheidungsfindung auswirken.

3.2.1.3. „Ich frag mich überhaupt, warum ich in die zehnte Klasse gehe.“

In der einleitenden Erzählung (vgl. S.1, 26, S.2, 32) kommt Lydia nicht auf ihren Schulbesuch zu sprechen. Vielmehr erklärt sie der Interviewerin ihre Lebenseinstellung⁵⁴, die vor dem Hintergrund der zum Teil idealisierten Schilderungen ihrer Kindheit⁵⁵ in Bosnien und dem Ausbruch des Krieges sowie der Erfahrungen im Exil Konturen gewinnt.

In den folgenden Ausführungen setzt sich Lydia auf verschiedenen Ebenen mit dem Thema (Un-)Gerechtigkeit auseinander.

Dies geschieht erstmals konkret in einer Erzählung über ihre Schulzeit in Bosnien. Das Erleben des Schulbesuches in Bosnien wird von Lydia erst auf Nachfragen der Interviewerin verifiziert:

„also jetzt in in Bosnien (...), na ja, (leise:) weiß ich nicht, fand ich ganz lustig eigentlich. Ich fand's bloß nich okay, dass die Lehrerin uns geschlagen hat. Also auf die Finger und und, an d(em) Ohr gezogen hat. Oh das fand ich so was von eklig, ich kann mich noch erinnern, ne Freundin von mir die war immer so schwach, und dann sie hatte die Hausaufgabe vergessen oder (oder) so, sie hat sie voll an de(m) Ohr gezogen, dann bin ich nich ausgeflippt, aber ich hab gesagt "Sie k(önne) doch nichts dafür, sie hat doch die Hausaufgabe nich, meine Güte aber ist trotzdem kein Grund dazu dass i- Sie ihr wehtun, dann durft ich nach vorne, dann ja, hab ich halt bisschen was auf die Hände gekriegt.“ (S.2, 39-46)

Trotzdem war der Schulbesuch für Lydia „halt ganz okay.“ (ebd. S.2, 49)

Im Zusammenhang mit der Schilderung der rigiden Erziehungsmaßnahmen in Bosnien erklärt sie:

„Weiß nich, für mich (...) is Gerechtigkeit ziemlich wichtig, ich mag's nich wenn irgendjemand Leute unterdrückt.“ (Lydia, S.2, 48-49)

Lydia trifft an dieser Stelle eine Aussage über ihre Einstellung, die sie Menschen gegenüber einnimmt, die andere unterdrücken, wobei sie sich konkret auf einen Vorfall in der Schule bezieht.

⁵⁴ „Und ich weiß auf jeden Fall, dass man sich im Leben alles verdienen muss, dass man- gar nichts geschenkt kriegt. Auf gar keinen Fall.“ (S. 2, 25-27)

⁵⁵ „als(o) früher als Kind hatt ich nie Sorgen gehabt. Obwohl ich acht Jahre alt war. Trotzdem hatte manchmal Sorgen oder so, und keine Ahnung, ich hab immer das bekommen, was meine Mutter also, zum Beispiel wenn ich irgend-, ich hab nie mit Barbies gespielt aber, irgendein Spielzeug wenn ich's wollte, und ich hab angefangen zu heulen. Hab ich das auf gar keinen Fall gekriegt. Also meine Mam hat mir schon beigebracht so so von klein auf auf eigenen Beinen zu stehen. Aber ich war immer beschützt so, also in meiner Welt, wo mir nichts passieren kann.“ (S. 1, 37-43)

In der darauf folgenden Interviewsequenz stellt sie einen ganz anderen prägenden Einflussfaktor in ihrer Biographie dar, indem sie darauf zu sprechen kommt, dass sie im Alter von 5-6 Jahren von ihrer Großmutter in die Kirche mitgenommen wurde, wodurch sie erste positive Lernerfahrungen sammelte.

Die Schilderungen negativer Erfahrungen mit der autoritären Lehrerin in Bosnien können retrospektiv von positiven Erfahrungen des Lernens (S.3, 7-8) relativiert werden. Diese Erinnerungen beziehen sich auf den Zeitraum vor dem Schulbesuch:

„Weil (...) meine Oma hat ganz (...) also meine verstorbene ich hab ziemlich schnell gelernt, dass es wichtig ist, na ja m- (...) eigentlich (...) hab ich (...) durch die Kirche ganz viel gelernt.“ (S.2, 50 und S.3, 1).

„Meine Oma hat ganz viel an Gott geglaubt, d (undeutlich) weiß ich nich, die war also total gläubig, und da hat sie mich immer mitgeschleppt in die Kirche. Da dran kann ich mich noch erinnern. Und (...) ich war immer die Jüngste gewesen, war ich glaub ich fünf oder sechs, konnte natürlich nich lesen und nich schreiben und gar nichts. Und wir müssten immer Songs auswendig lernen so, Lieder, kann ich mich noch erinnern, meine Tante hat die vorgesagt, ich hab's nachgesprochen und so hab ich's gelernt.“ (S. 3, 1-8)

Anschließend kommt Lydia auf ihre Erfahrungen mit den institutionellen Strukturen der Kirche, die ihre Teilnahme an der Kommunion behindern, zu sprechen. In diesem Zusammenhang erlebt sie erstmals die Ungerechtigkeit, nicht an ihrer Leistungsfähigkeit gemessen zu werden, obwohl sie den Anforderungen gerecht werden kann:

„Und dann m- (also) ich bin da getauft worden und alles. Und dann kam-, ich weiß ja nicht wie man das bei euch nennt. Fällt mir jetzt nicht ein, also in diesen schönen weißen Kleidern, und und

I: Kommunion oder so?

P: Genau.

I: (lacht leicht)

P: Na ja und da ich war- ich war glaub ich sechs damals oder so? Und dann durft ich nicht, ich kann natürlich nich lesen, nich schreiben, und das geht ungefähr ab elf oder zwölf oder so. Aber ich hab alles gewusst, alle Fragen richtig beantwortet, weil ich war immer dabei. Ich hab alles gewusst einfach. Und (...), und da war ich so total traurig, weil ich kannte das alles, ich weiß ich kann es, und und (...) Tests hab ich auch positiv bestanden, obwohl sie alle gesagt haben "Na okay mach mal", (..) ich weiß noch als der Papst gesagt hat (..) "Nein du kannst nicht, du bist zu jung, (blabla)", und da hab ich die ganze Messe lang geheult. Ohh die ganze nur geheult. Na ja und dann zum Schluss kam er hin und hat gesagt "Na okay du darfst mitkommen, aber wenn du mir versprichst, eine Nonne zu werden." Oh Mann und alle haben gedacht bestimmt dass ich sage "Ja ich versprech das Ihnen so" aber weiß nich, für mich ist Kirche, und Papst und so, obwohl ganz viel eigentlich Scheiße gebaut wird, trotzdem für mich so was wie Heiliges, weil is mir da halt so (...) beigebracht worden.“ (S.3, 8-26)

Obwohl ihr die Kirche sehr wichtig ist, wie sie anschließend beteuert, fällt es Lydia angesichts der Missstände auf der Welt schwer, in ihrem Glauben immer standhaft zu sein.

Indem Lydia ihre Lebenseinstellung und ihre Einstellung zur Religion begründet, greift sie das Thema der Gerechtigkeit wieder auf, das sie bereits in der Erzählung über ihre Erfahrungen mit dem Schulsystem in Bosnien begonnen hat. Während Lydia in der Kirche die Erfahrung macht (doch noch) gerecht behandelt zu werden, erlebt sie dies im schulischen Kontext und im Krieg anders:

„Manchmal glaub ich auch nicht an Gott. Weil, weiß ich nicht, wenn ich mir so überlege, (hastig, eindringlich:) es gibt Krieg und allen möglichen Scheiß, Aids und und und so viel Krankheiten und n- soviel Leid auf der Erde, wieso lässt er's zu. Aber er kann ja nichts dafür dass wir so blöde sind. (...) Na ja und dann (...) hab ich gesagt "Äh ich ich liebe sie, ich liebe die Nonnen, ich liebe die Kirche, und den Gott, aber ich werde auf gar keinen Fall Nonne". Ah ich kann mich (erinnern) haben alle viel gelacht und so, (lacht leicht) na und dann durfte ich doch mit, weil ich die Wahrheit gesagt habe, (lacht leicht)- na ja und (leise:) na ja und phh das war ja halt (...) Mit der Schule. Nja und dann fing halt der Krieg an,“ (S. 3, 26-34)

Die auf diese Erzählung folgende Schilderung einer lebensbedrohlichen Situation, die Lydia am Schulbesuch hindert⁵⁶ (S.3/34-41) zeigt, dass der Ausbruch des Krieges massiv in ihren Alltag eingreift, auch wenn sie die Situationen fast unreal erlebt („Für mich war das wie ein Spiel eigentlich. Für mich war das wirklich wie ein Spiel.“, S.3, 45-46).

Über Lydias Schulbesuch während der anschließend geschilderten, relativ lang andauernden Flucht wissen wir leider nichts.

Ihre Erzählung gibt uns lediglich Aufschluss über die ersten Begegnungen mit der Institution Schule in Deutschland.

⁵⁶ „Mit der Schule. Nja und dann fing halt der Krieg an, (nachdrücklich:) ich war so ganz froh, oh wir müssen jetzt nicht in die Schule, weil über (undeutlich) wurde geschossen. Trotzdem sind wir hin, meine Schwester hat mich von der Schule abgeholt, und dann fing die Schießerei an. Und wir wir haben uns dann in'n Lokal versteckt, und dann sind wir gerannt, und und meine Schwester sagte auf einmal "Bück dich". Und hat mich runtergezogen. Und und- (eindringlich, betont:) fünf- nichmal fünf Zentimeter höher, von meinem Kopf, ist dann so son Einschuss (auch) gewesen. Uoh m- sie hat mir eigentlich das Leben gerettet. Weiß nich'ich hab das gar nicht so (leise, eindringlich:) richtig registiert ich hab es überhaupt-, ich kann mich doch erinnern, dass mein Vater total geflucht hat und so weil, man sieht ja die Blitzlichter und so was, aber, ich hab das gar nicht registiert. Für mich war das wie ein Spiel eigentlich.. Für mich war das wirklich wie ein Spiel. Irgendwie so keine Ahnung! Ich hab das nicht verstanden, das war zu hoch für meine Welt. Okay Krieg, mh, aber, ich hab das nicht so so so verstanden. Un- nd ich kann mich noch an diese diese Blitze erinnern und alles,“ (S.3, 34-41)

Lydias Äußerungen über den Grundschulbesuch im Residenzland lassen die Annahme zu, dass dieser vornehmlich stabilisierenden Charakter hatte, auch wenn sie zunächst durch die Zurücksetzung in eine andere Klassenstufe eine Abwertung der mitgebrachten Fähigkeiten erfährt:

„Und, dann sollte ich erstmal in die vierte Klasse, (...) darf (ich) aber nich, weil ich nich Deutsch sprechen konnte, was ich natürlich nach drei Monaten gelernt habe, is ja total einfach, aber nein, eine Klasse tiefer, also ging ein Jahr schon verloren. D(unv.) inne dritte Klasse. Na ja wie gesagt nach drei Monaten hab ich dann deutsch gelernt, (okay äh Grundschule war total geil. Die haben mir soviel geholfen und so, haben sich voll gefreut, zum Beispiel sie haben n- n Gesicht aufgemalt, und und haben gesagt ähm, "Sprich mal aus, Gesicht", da hab ich "Gesicht" gesagt da haben alle geklatscht, und die Lehrer waren total gut und alle total nett und lieb, na ja und dann kam ich hier in der Nähe auf die Grundschule, war auch ganz okay gewesen, ja, war total okay gewesen, na ja und und da wusst ich ja nich wohin und wie was machen wir, und eh, dann bin ich- dann geh ich jetzt also immer noch-, bin ich immer noch auf der Schule“(S. 4, 9-20)

Nach einem kurzen Exkurs über den Grundschulwechsel und die noch beengteren Wohnverhältnisse in dem vorherigen Wohnheim kommt Lydia auf ihre aktuelle Schulsituation zu sprechen, die bereits deutlich den Aufbau eines Bedingungsrahmens für eine Verlaufskurvenentwicklung erkennen lässt, der dadurch gekennzeichnet ist, dass Lydia ihre Lage angesichts der fehlenden Partizipationschancen im Ausbildungssektor perspektivlos erscheint:

„Na ja dann kam ich (in) ja (leise:) auf die Realschule jetzt, wo ich auch gerade bin, mh, is ganz okay. Bin in der zehnten Klasse. Versuch meinen Realschulabschluss zu kriegen, hab aber- irgendwie keinen Bock dazu. Ich hab-

I: Erzähl mal.

P: (erregt, unter Klopfen:) Ich hab überhaupt keinen Bock dazu. Wenn ich so- überlege, ich will eine Lehrstelle kriegen und ich kann es nicht. Und wofür GEH ich dann in die Schule. Wenn ich das nich machen kann, (...) was-, wofür ich s- für das Leben brauche.“ (Lydia, S.4, 34-42)

Lydia reagiert resigniert und wütend auf die Beschränkungen, die sich ihr entgegenstellen.

Der Schulbesuch wird von ihr zunehmend als sinnlos erlebt. Gleichzeitig wird ihr bewusst, dass sie Gefahr läuft, in eine „Patt-Situation“ zu geraten. Sie nimmt sehr genau wahr, dass sie auch weiterhin in Abhängigkeit von der Sozialhilfe leben muss und befürchtet, dass sie andererseits auf Grund dieser Inanspruchnahme diskriminiert wird. Sie erkennt, dass ihr Wunsch nach Autonomie durch den fehlenden Status konterkariert wird.

Die Erwartungen, auf Grund der eigenen Leistung eine gewünschte Ausbildung aufnehmen zu dürfen, sind erheblich gemindert. Lydia versucht, die Zusammenhänge zu verstehen, die zu ihrer Benachteiligung führen. Der Widerspruch, der sich für sie daraus ergibt, dass Menschen

lediglich aufgrund ihres fehlenden Status im Ausbildungssektor benachteiligt werden, auch wenn sie bessere Leistungen bringen, als einheimische Bewerber, lässt sich für sie nicht auflösen. Dies führt zu resignativen Aussagen, in denen sich ein erheblicher Fatalismus widerspiegelt:

„Ich will hier nicht immer von der Sozialhilfe leben. Sozi brauch ich nicht. I- weiß jetzt (unv.) dass so alleine kann. Man sagt, "Ihr lebt von unserem Steuer. Von unserem Geld lebt ihr." Aber man lässt mich nicht n- arbeiten, damit ich **AUCH** Geld verdiene. Damit ich nicht auf andere Kosten lebe. Und wenn ich zum Beispiel einen guten Realschulabschluss habe. Und und und ähm ein Deutscher zum Beispiel einen schlechteren, und trotzdem wird der Deutsche genommen. Das versteh ich nicht, ich versteh auch- ja ich bin zwar in Deutschland. Und da müssen ähm erst Deutsche ran, das versteh ich auch. Aber wenn ich e- gute Leistungen bringe. Dann hat das nichts damit zu tun was ich bin. Sondern was ich mache. Mach ich meine Arbeit gut oder mach ich meine Arbeit schlecht. Das hat mit einem Menschen, wie er aussieht, de- was für Haarfarbe er hat, gar nichts zu tun.

I: Ja is klar.

P: Ich bin der Meinung dass es halt einfach wichtig is, welche- was man- was man bringt, was man kann. Und es kotzt mich total an, de- wei- ich hab überhaupt keinen Bock! Ich frag mich überhaupt, warum ich in die zehnte Klasse gehe. Nur weil es so sein muss? Wenn ich's dann nicht weitemachen kann. Ich hab kein Bock auf Abi. Ich möchte-, ich würde gerne einen Beruf erlernen. Aber natürlich- geht das nich. (leise:) Darauf hab ich keinen Bock.“ (Lydia, S. 4, 42- S.5, 9)

3.2.1.4. Resümee

Lydias Erzählung spiegelt wider, dass sie, bedingt durch die Kriegs- und Fluchterfahrungen in ihrer Kindheit und ihre Lebenssituation als geduldeter Flüchtling im deutschen Exil, in eine für sie zunehmend ausweg- und perspektivlos erscheinende Situation geraten ist. Obwohl sie den Übergang in die deutsche Grundschule relativ problemlos bewältigt hat und voraussichtlich ihren Realschulabschluss erlangen wird, sieht sie für sich kaum eine Chance, eine Lehrstelle zu bekommen. Die Rückkehr nach Bosnien stellt keine Alternative für sie dar, da sie sich kaum an die Zeit dort erinnert, hier aufgewachsen ist und hier ihren Lebensmittelpunkt hat. Andererseits erfährt sie (immer wieder), dass sie in Deutschland nicht gleichberechtigt akzeptiert wird und nicht die gleichen Rechte hat. So betont Lydia neben den ersten positiven Schulerfahrungen auch Erfahrungen der Diskriminierung als Ausländerin und die Erfahrung der Ungleichbehandlung, so z.B. das Angewiesensein auf Sozialhilfe und das Leben in einem Wohnheim und den beschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt, wodurch sie sich in ihren Entfaltungsmöglichkeiten stark beschnitten fühlt, bzw. ist. In diesem Kontext beschreibt sie Gefühle des Fremd- Seins und der Nichtzugehörigkeit.

Es fällt ihr aktuell schwer, unter den gegebenen Bedingungen, insbesondere vor dem Hintergrund der fehlenden Aussichten eine gewünschte Ausbildung aufnehmen und uneingeschränkt arbeiten zu können, einen Sinn in der Fortsetzung des Schulbesuchs zu sehen. Trotz dieser negativen Entwicklung „trudelt“ Lydia zwischen Hoffen und Bangen, wobei sie auf Grund der unübersichtlichen Rechtslage gefährdet ist, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Sie erlebt sich durch übermächtige äußere Beschränkungen in ihrer Entwicklung behindert. Es werden gleichsam auch Versuche der theoretischen Verarbeitung der verlaufskurvenförmigen Entwicklung erkennbar, die als Bewältigungsversuche verstanden werden können. Zum aktuellen Zeitpunkt sieht sie sich jedoch auf Grund der einschränkenden Rahmenbedingungen nicht in der Lage, eine weitere Lebensplanung vorzunehmen (vgl. S. 7, 50 ff). Es kommt zu einer Pattsituation, die dazu führt, dass Lydia für ihr Leben gar nicht weiterdenken kann:

„Du kannst- weiß ich nicht, du kannst überhaupt nicht für dein Leben weiterdenken, du lebst in den Tag hinein, und, so bin ich nicht gewöhnt.“ (S.5, 26-27)

Ihren Wunsch, im Medienbereich eine Ausbildung machen zu können, muss sie zurückstellen und nach alternativen schulischen Ausbildungsmöglichkeiten suchen. Der von außen auferlegten Handlungsbeschränkung steht entgegen, dass sie eigentlich weiß was sie will und trotz biographischer Brüche und ihrer marginalen Lebenssituation nicht an den schulischen Anforderungen gescheitert ist.

3. 2.1.5. Überleitung

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, an einem weiteren Beispiel das Zusammenreffen von Verlaufskurve und Biographie nachzuzeichnen. Die Interviewpartnerin zählt sich zu der Gruppe der (bosnischen) Roma⁵⁷.

⁵⁷ Bei den bosnischen Roma handelt es sich um keine homogene Gruppe, vielmehr können Unterscheidungen nach regionalen, sprachlichen, religiösen und sozialen Kriterien vorgenommen werden (vgl. Mihok, ebd., S.17). Als ein Merkmal der bosnischen Roma in der Vorkriegszeit vor 1991 wird dennoch ihr starker Zusammenhalt und ihre Gruppenvernetzung, deren Hauptfunktion in der ökonomischen Organisation und in einem die Lebensplanung betreffenden Informationsaustausch liegt, angesehen (ebd., S. 18). Bezug nehmend auf die Schul- und Ausbildungssituation der Romakinder vor der Flucht werden als prägende Faktoren, z.B. das regionale Umfeld, die Siedlungsstruktur, der Sozialstatus der Familie benannt (vgl., ebd., S. 34).

In ihren Ausführungen geht Mihok unter anderem auf die schlechten „Ausgangsdiskpositionen“ für den Schulbesuch der Kinder, die „in kompakten homogenen Romadörfern lebten“ (ebd., S. 34) ein.

„In diesen Siedlungen gab es keine Schulen. Um in die nächstgelegene Schule des Nachbardorfes zu gelangen, hatten die Kinder mangels öffentlicher Transportmittel meistens einen langen Fußweg, was zu unregelmäßigem Schulbesuch führte. Die schlechten materiellen Verhältnisse waren wesentliche Barrieren für den geregelten Schulbesuch der Kinder.“ (ebd., S. 34)

Für Angehörige der Roma erscheint eine Rückkehr in ihr Herkunftsland auch vor dem Hintergrund bedrohlich, dass es seit Kriegsende in Bosnien-Herzegowina zu verschärften ethnischen Grenzziehungen gekommen ist. Das ehemals als relativ gut und entspannt beschriebene „Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma“ in Bosnien- Herzegowina, hat sich verschlechtert (ebd., S. 37). Im Zuge dieser Entwicklung sind die Roma zur „unerwünschten Minderheit“ geworden (vgl., ebd., S.42).

Die Auswirkungen der Entwicklungen im Herkunftsland auf die Lebenspläne der bosnischen Roma-Flüchtlinge hat Brigitte Mihok (2001) in einem Meinungsbild der Roma-Flüchtlinge zur Repatriierung festgehalten. Am häufigsten wurden folgende Hinderungsgründe für die Rückkehr der Flüchtlinge, deren Heimorte in der Serbischen Republik liegen, benannt:

„- die neu entstandenen politischen Bedingungen vor Ort, die eine Rückkehr in die Heimorte und den Wiederbezug in ihre Häuser nicht ermöglichen: „Wer soll uns zur Seite stehen, wenn wir unser Eigentum zurückverlangen?“; „Kein Serbe wird freiwillig unser Haus wiedergeben“; „Von dem Eigentumspapier (Besitzurkunde) lässt sich keiner beeindrucken“.

-die Furcht vor Erwerbslosigkeit, denn ein Großteil der Roma-Flüchtlinge wird seine frühere Erwerbstätigkeit nicht wieder aufnehmen können.

-die Furcht vor Benachteiligung und Ausgrenzung: „Wir gehören nirgends mehr dazu“; „Wenn wir nicht in unsere Häuser und Orte zurückkehren können, dann bleiben wir überall nur Flüchtlinge“; „Wie sollen wir uns eine neue Existenz aufbauen?“ (Mihok, S.52)

Für die mangelnde Schulbildung der verarmten Roma, die in den ärmlichen Vorortvierteln lebten, werden materielle Schwierigkeiten, aber auch Sprachschwierigkeiten verantwortlich gemacht:

„Zahlreichen Romafamilien war die Bedeutung der institutionellen Erziehung wie Kindergarten und Schule vor dem Hintergrund der existentiellen Nöte nicht bewusst. Die materiellen Entbehrungen waren groß, die Kinder konnten kaum der Witterung entsprechend gekleidet oder ausreichend ernährt werden. Hier handelt es sich um Familien mit 4-6 Kindern unter fünfzehn Jahren, in denen der Vater Alleinverdiener war.“

Die Sprachschwierigkeiten der Kinder werden von Mihok „nicht ausschließlich mit der mangelnden Beherrschung des Serbokroatischen“ erklärt, sondern „eher“ als Folge ihrer Sozialisation angesehen:

„Da der Sprachgebrauch in den verschiedenen sozialen Schichten den Kindern unterschiedlich vermittelt, in der Schule aber generell die Sprache der Mittelschicht gelernt wird, beginnen die Arbeiterkinder, insbesondere Roma-Kinder aus den untersten sozialen Schicht, die Schule mit einem Defizit. Diesen Kindern sind abstrakte und begriffliche Elemente der Sprache sowie zahlreiche Objektbezeichnungen unbekannt, da viele dieser Objekte in ihrer Lebenswelt nicht vorkommen. Diese Ausgangsschwierigkeiten hätten durch eine vorschulische Erziehung, z.B. im Kindergarten behoben werden können. Doch der Zugang zu den Kindergärten war gerade für Kinder aus der Unterschicht schwierig. Den Familien fehlten die finanziellen Mittel, zugleich waren sie massiven Vorurteilen ausgesetzt.“ (ebd., S. 35)

Die Ermöglichung einer weiterführenden Ausbildung hing vor allem vom sozialen Status der Familie ab. Hinzu kommen geschlechtsspezifische Differenzierungen, da die Mädchen in Romafamilien oftmals auf ihrem Ausbildungsweg kürzer gefördert werden als die Jungen und früh heiraten, bzw. verheiratet werden (vgl. ebd., 35-36).

3.2.2. Rekonstruktion der Verlaufskurvenentwicklung in der Erzählung von Janin

Wie bereits erwähnt, hatte sich aus den Problemen des Zugangs zu den Jugendlichen, die den Schulbesuch abgebrochen hatten oder diese aus anderen Gründen nicht mehr besuchten, ergeben, dass ich zeitweise einen Alphabetisierungskurs in einem dem Heim nahe gelegenen Jugendzentrum durchgeführt habe, um die Präsenz im Feld zu gewähren und die Schwelle für Gespräche mit schwer erreichbaren Jugendlichen zu senken.

Dieser Kurs war von der Sozialbetreuerin des Heimes initiiert worden, da einige Heimbewohner mit dem Besuch des herkömmlichen Deutschkurses überfordert waren.

Während meiner Lehrtätigkeit lernte ich Janin kennen, die an dem Kurs teilnahm.

Als ich Janin von meinem Forschungsvorhaben berichtete, reagierte sie zunächst skeptisch, da sie auf negative Erfahrungen mit Journalisten, die in dem Heim recherchiert hatten, zurückblickte. Ihre ablehnende Haltung wurde von mir respektiert und das Anliegen eines Interviews nicht weiter verfolgt. Janin besuchte regelmäßig den Alphabetisierungskurs und fasste zunehmend Vertrauen zu mir. Ich erlebte sie als sehr wissbegierig und zuverlässig. Sie übte auch zu Hause mit den Schulbüchern ihres kleinen Bruders und erschien pünktlich und regelmäßig. Einmal sprach sie mich an, ob ich für sie bei einer berufsvorbereitenden Schule anrufen könne, um die Aufnahmebedingungen zu erfragen, da sie sich bewerben wolle. Im Zusammenhang mit diesem Telefonat, das sie dann doch selber führte, erfuhr ich, dass Janin auf der Regelschule kein Abgangszeugnis erhalten hatte und sich den Anforderungen der Bewerbung nicht gewachsen fühlte. Ansonsten sprachen wir in dieser Zeit nicht über ihre Lebenssituation. Als ich Janin eine Woche vor Beendigung meiner Tätigkeit mitteilte, dass der Kurs in Zukunft von jemand anderem weitergeführt werde, da ich mich wieder ganz meiner Forschungstätigkeit zuwenden müsse, war sie sehr traurig. Am letzten Tag erklärte sie sich dann aus eigenem Antrieb zu einem Interview bereit. Zu Beginn des Interviews berichtete Janin erneut von ihrer negativen Erfahrung mit einem Journalisten, der in dem Heim Interviews durchgeführt hatte, führte aber nicht aus, warum sie diese Situation so negativ erlebte. Ich habe ihr Entgegenkommen, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen, im Kontext der geschilderten negativen Erfahrungen als besonderen Vertrauensbeweis erlebt.

Das Interview fand in einem Gruppenraum des Jugendheimes statt, in dem wir zuvor Deutsch gelernt hatten. Ich versicherte Janin, dass die Aufzeichnungen im Falle einer Weiterverwendung anonymisiert werden und sie das Transkript von mir erhält. Dann erklärte ich ihr noch

einmal mein Forschungsinteresse mit einfachen Worten und forderte sie auf, mit der Erzählung zu beginnen.

Ihre Erzählung lässt vermuten, dass eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie zuvor noch nicht stattgefunden hat, es können die existentiellen Probleme oder auch die Traumatisierung im Kriegsgeschehen hierfür ursächlich sein.

Die frühesten biographischen Daten, auf die sich Janin bezieht, sind Schilderungen, die im Zusammenhang mit ihrem verstorbenen Bruder stehen. Janin berichtet, dass sie 9 Monate alt war, als er sie auf dem Arm hielt (S.14, 6). Über ihre Kindheit in Bosnien berichtet sie nur im Zusammenhang mit dem dortigen Schulbesuch und nimmt hier im besonderen Bezug auf die Zeit um das 5. Schuljahr herum (S. 1, 38), dem Zeitpunkt, als sie mit ihrer Familie auf Grund des drohenden Krieges fliehen musste und somit den Schulbesuch abbrach. Die Zeit der Flucht, als ihr jüngster Bruder 9 Monate und sie ca. 11 Jahre alt ist (S. 2, 19), wird von ihr eindringlich geschildert. Sie berichtet, dass sie und ihre Familie 3 Monate nach der Großmutter gesucht haben (S. 2, 33) und dann ihre Erschießung miterleben mussten (S.2, 41).

In den Zeitraum bis zur Ankunft in der BRD fallen weitere massive, traumatische Erfahrungen wie die eigene Bedrohung und die Bedrohung ihrer Familie, sowie die Vergewaltigung der Schwester (S. 2, 17-42).

Die Eingangserzählung beginnt Janin mit der Erzählung ihrer Ankunft im Residenzland mit 12 Jahren (S. 1, 16). Diesen Zeitpunkt legt sie auf 1992 fest (S. 2, 29). Sie besucht in Deutschland zunächst den Kindergarten und dann die Grundschule (S.1, 16-19). Allerdings muss die Familie nach 3-4 Monaten die Wohnung wechseln (S. 3, 18), weil ihr Bruder offensichtlich Anlass zu „Ärger“ gibt.

Positiv pointiert sie ihre Schullaufbahn bis zur 7. Klasse (S.1, 22), berichtet aber nicht von einem Wechsel zwischen Grund- und Oberschule. Mit 15 oder 16 Jahren wird sie wegen eines Zwischenfalles der Schule verwiesen (S. 3, 49), diesen Rauswurf erlebt sie als ungerecht. Über den Wechsel zu einer anderen Schule berichtet sie nicht, markiert aber dann an späterer Stelle das Datum ihres zwangsläufigen Austritts aus der Schule auf den Zeitpunkt vor 3-4 Jahren (S. 4, 40-42), um dann auf die Nachfrage der Interviewerin hin zu berichten, dass sie zu dem Zeitpunkt 18 Jahre alt wurde und die Klasse wegen ihres fortgeschrittenen Alters nicht mehr besuchen durfte (S. 4, 48-49). Das bedeutet, dass Janin zum Zeitpunkt des Interviews bereits kurz vor dem 21. Geburtstag stehen müsste. Seit 3 Jahren hat Janin einen Freund

(S. 1, 34) und ist mit diesem glücklich verlobt. Nach Beendigung der Schule fühlt sie sich allein (S.5, 30-31) und beginnt für 3 Jahre an der „verschlossenen Schule“⁵⁸ Deutsch und Bosnisch zu lernen. Auch an dieser Schule fühlt sie sich wegen ihres Alters ausgegrenzt (S.5, 47-48) und eckt an (S.5, 2-6). Sie besucht für 2-3 Monate die bosnische Schule (S.6, 10), die sie bis zur 11 Klasse „fertig“ (S.6, 12) gemacht hat. Seit 2 Jahren arbeitet Janin bei ihrem Onkel in einem Restaurant (S. 8, 42-43), wobei diese Beschäftigung allerdings nicht offiziell bzw. legal ist. Bis vor einem Jahr wurde Janin von Alpträumen heimgesucht, in denen ihr ihr verstorbener Bruder begegnete (S.14, 40-41). Seither hat sie nur noch einmal von ihm geträumt (S.14, 42). Zum Zeitpunkt des Interviews sucht sie parallel zu der „Arbeit im Restaurant“ weiter nach der Möglichkeit einer legalen Beschäftigung (S. 9, 28 ff). Zu einem relativ späten Zeitpunkt im Interview führt Janin ein weiteres Datum ein („ seit sechsneunzig, is alles okay“, S. 17, 23), ohne genau zu verorten, warum die Situation für sie seither besser geworden ist. Kurz darauf berichtet Janin, dass sie auch schon für 3-4 Monate in einem anderen Zufluchtsland gelebt hat (S. 17, 30), wobei sie erklärt, dass sie eine Freundin, die sie dort kennengelernt hat, seit sieben bis acht Jahren nicht mehr gesehen hat (S. 17, 35-36). Zum Zeitpunkt des Interviews leidet Janin seit 4 Monaten an einem Magengeschwür (S. 3, 27).

3.2.2.1. „denn ich bin Flüchtlinge, genannt“

Janins Erzählung ist gekennzeichnet durch häufige thematische Wechsel bzw. Sprünge, Auslassungen, widersprüchliche Aussagen und überraschenden Assoziationen.

Sie beginnt die Schilderung ihrer Lebensgeschichte im Alter von 12 Jahren mit der Ankunft im Residenzland und berichtet erst nach einer Aufforderung der Interviewerin von dem Zeitraum, in dem sie in Bosnien lebte, wobei sie sich hier vornehmlich auf ihr Erleben des Schulbesuchs bezieht.

In Janins biographischer Erzählung finden sich viele Anhalts- und Anknüpfungspunkte dafür, dass die geschilderten Ereignisse und Situationen Ergebnis von erlittener und sozialer Unordnung sind. Die Beschreibung der Flucht und der erlittenen und traumatischen Ereignisse in diesem Zusammenhang, die Beschreibung der Fremdheitsgefühle und Demütigungen im Kontext institutioneller Bildungsvermittlung in Bosnien und der in Deutschland, der traumatische Verlust des Bruders und die unermüdliche Suche nach Orientierung nach Beendigung der

⁵⁸ Leider gibt es keine weiteren Informationen darüber, um was für eine Schule es sich hier genau gehandelt hat.

Schule weisen „auf die Brüche, das Irritierende, Chaotische und Fremde von Erleidensprozessen und unerwarteten Abläufen“ (Schütze, 1995, S. 116) hin.

Die Verlaufskurvendynamiken in Janins Erzählung zeigen sich in den Schilderungen der traumatischen, befremdenden und ausgrenzenden Erfahrungen im Kontext des Krieges, der Flucht und des Lebens im Exil und im Kontext institutioneller Bildungsvermittlung, wobei sich das Verlaufskurvenpotential im schulischen Kontext in Bosnien und in Deutschland aufbaut und schließlich dynamisiert.

Im Folgenden werden zwei dominante Verlaufskurvenentwicklungen präsentiert. Es handelt sich zum einen um die Verlaufskurvenentwicklung, die sich vor dem Hintergrund der Flucht aus Bosnien, den zutiefst erschütternden Erfahrungen in diesem Zusammenhang und deren Folgen, aber auch vor dem Hintergrund der widrigen Lebensbedingungen in Deutschland dynamisiert und zum anderen um die Schulverlaufskurve, deren Potential sich im deutschen Exil verdichtet.

Die biographische Erzählung Janins umfasst vor allem Berichte und Erzählungen aus zwei prägenden Lebensabschnitten. Zum einen präsentiert sie Ereignisse der Flucht und der Ankunft in Deutschland, zum anderen wird das Bemühen, im schulischen und beruflichen Kontext Fuß zu fassen, besonders expliziert. Das Leben vor der Flucht bleibt uns weitgehend verschlossen. Nur in zwei Erzählepisoden nimmt Janin hierauf Bezug, zum einen bei Beschreibungen der Widrigkeiten des Schulbesuchs in Bosnien sowie bei der Beschreibung des Verlustes ihres Bruders.

3.2.2.2. Zusammenfassende Darstellung der Verlaufskurvenentwicklung

Janin ist ein Kind, als der Krieg in Bosnien ausbricht und sie mit ihrer Familie flüchten muss (biographische Verletzungsposition). Der Krieg, als zentrale Widrigkeit in ihrer damaligen Lebenssituation, führt sie nach einer von dramatischen Zwischenfällen gekennzeichneten Flucht nach Deutschland.

Auf der Flucht erlebt sie akut bedrohliche und traumatische Situationen, die Bedrohung ihres Vaters und Bruders durch Polizisten, die Suche nach der Großmutter, die Vergewaltigung der Schwester, das knappe Entkommen vor der eigenen Vergewaltigung und die Erschießung der Großmutter. Die Eskalation der gewalttätigen Erfahrungen wird detailliert erinnert, aber nicht

weiter expliziert. Es kommt zu einer übermächtig erlebten Verkettung von Ereignissen, auf die sie nur noch konditionell reagieren kann.

Eine andere biographische Verletzungsposition steht zwar nicht in direktem Zusammenhang mit dem Krieg, kann aber als prägendes, verunsicherndes und verletzendes Moment ihrer Kindheit nicht ausgeblendet werden. Janins Familie ist bereits vor Ausbruch des Krieges durch einen tragischen Unfall, bei dem einer von Janins Brüdern ums Leben gekommen ist, erschüttert worden (vgl. Exkurs: Janins Träume, Kapitel 3.3.2.2.1.).

In ihrer Eingangserzählung kommt Janin auf die Flucht ihrer Familie aus Bosnien zu sprechen. Janins Schilderung der Flucht lässt erkennen, dass die Familie durch die Verkettung äußerer Ereignisse nur noch konditionell reagieren kann. Erfahrungen des Schocks und der Desorientierung herrschen vor:

„dann au (f der Station) wo wir hergekommen sind, kamen zwei Leute, die Polizisten sind, habn meinen Vater angeschimpft, uns, (unv.) kleinen Bruder, der war neun Monate alt (...) die haben uns eine Waffe an'n Kopf gehalten, mein Vater genauso, (zögernd) dann sagten die, wollen Sie uns Geld geben, oder wir erschießen Ihren Kind, da hat mein Vater gesagt "Erschießen Sie nich mein Kind, sondern nehmen Sie mich", wir haben das Geld nich, wir brauchen das Geld in (Name der Stadt in der BRD) anzukommen, wir wissen ja gar nich, was da los ist in (unv.), und wenn Sie uns vormachen, dass es Krieg ist, wir wissen davon nix, wir sind schon seit zwei Tagen auf (...) auf- warten auf den Bus, wir wollen nach (Name der Stadt) zu unserer Familie noch, ja dann haben sie uns nich zugelassen dass wir in (die Stadt) kommen, wir hatten auch keine gute Pässe“ (S.2, 17-27)

Mit Hilfe eines Taxifahrers erreicht die Familie auf der Suche nach der Großmutter schließlich deren Wohnort:

„wir hatten keine Wohnung, wir mussten im Zelt wohnen, drei Monate lang, dann haben wir unsere Oma gefunden, also, auch (so im) Wohnheim, da gabs son Wohn-, Wohnung, (unv.), so zum Beispiel diese Wohnung jetzt. Aber heißt da Wohnheim. Wir sind dann zu mein Oma gegangen, haben meine Oma gebetet dass wir dableiben, da hat sie dann ja gesagt, wir sind dageblieben, eine Woche lang, mussten wir raus, die Polizei kam dann, haben sie meinen Vater mitgenommen, meinen Vater haben die geprügelt, die haben- meine Schwester habn die ge- vergewaltigt, uns haben die nicht gesehen, wir haben uns nämlich versteckt, (leise:) (unv.), (atmet leise seufzend) ja dann, meine Oma haben die erschossen, mich wollten die auch vergewaltig(en) dann war da mein Opa da, mein Opa hat mich weggebracht, wir hatten alle Angst“ (S.2, 33-42)

Janin erlebt, wie die nächsten Angehörigen bedroht, vergewaltigt und ermordet werden. Sie entkommt selbst nur knapp einer Vergewaltigung. Auf der Flucht verliert die Familie alles und ist gezwungen zu betteln. Janin beschreibt die unmittelbaren sozialen Folgen der Vertreibung und somit das weitergehende Wirksamwerden des Verlaufskurvenpotentials. Die Familie ist nicht mehr in der Lage, ihren Lebensalltag aktiv zu gestalten:

„ja dann mussten wir zur Straße gehen, und hinsitzen und betteln, damit wir irgendwas kaufen zu essen, wir dürfen nicht klauen, wir wollten das auch nicht, wir sind keine Diebe“ (S.2, 43-45)

Die Verlaufskurvendynamik entfaltet sich auch nach der Ankunft der Familie in Deutschland weiter. Zunächst folgen erste Bemühungen der Familie, den Alltag nach den Erfahrungen auf der Flucht wieder zu bewältigen. Janin beschreibt ihre Situation bei der Ankunft in Deutschland wie folgt:

„Ich (war) (unv.) zwölf Jahre alt, wo ich hierher gekommen bin, das glaub ich schon, da hab ich sofort mit der Schule angefangen, erstmal Kindergarten hab ich besucht, musste ich eigentlich, denn wir haben gar nichts verstanden, wo wir hergekommen sind“ (S.1, 16-19)

Janins Familie erhält in Deutschland keinen gefestigten Aufenthaltsstatus, sondern lediglich eine Duldung. Das bedeutet in ihrem Fall, dass sich alle Familienmitglieder im Abstand von sechs Monaten bei der Ausländerbehörde melden müssen, um die Duldung verlängern zu lassen. Janins Eltern erhalten keine Arbeitserlaubnis und sind auf den Bezug von Sozialhilfe angewiesen. Die Familie wird in einem Wohnheim untergebracht. Janin besucht im Alter von 12 Jahren vorübergehend einen Kindergarten, um die deutsche Sprache zu lernen und wird dann in die 5. Klasse eingeschult.

Janins Beschreibungen der Bemühungen nach der Ankunft in Deutschland wieder ein Gleichgewicht aufzubauen, lassen vermuten, dass die Familienangehörigen zunächst eher mechanisch auf äußere Anforderungen reagierten:

„Ja dann kamen wir auch mein Vater, wo er sich hier angemeldet hat, ein Mann (nahm uns) Geld für den Wohnung, wo er uns ange(bot)en hat, wir hatten keine Sozialhilfe, ab sofort, wir mussten erstmal melden, haben wir uns angemeldet und so, bekamen wir das Geld, mussten wir sofort dem Mann geben, und wir in der Schule angefangen haben, mein Vater wusste gar nicht, der Mann hat uns gesagt, wir mussten ihm zahlen“ (S.3, 8-13)

Erst zu einem späteren Zeitpunkt erwähnt Janin, dass sie mit ihrer Familie bereits vor der Flucht nach Deutschland vier Monate in einem anderen Land gelebt hat:

„sondern im (Name des Landes) war ich, da waren wir vier Monate, da war sehr schön, fand ich sehr schön nämlich, ich- kenn mich auch schon im (Name des Landes) so bisschen aus, also, mit den Bergen zum Beispiel und so was, kenn ich mich sehr gut aus, fand ich auch sehr schön, wo ich kam, im (Name des Landes), da hab ich auch sofort ne Freundin (unv.) gehabt, sie war ziemlich nett, sie (...) ruft manchmal hier an, ich ruf bei ihr auch an, wir sind immer noch Freundinnen also, (...) haben uns schon lange nicht mehr gesehen, seit sieben acht Jahren, aber wir telefonieren sehr oft“ (S.17, 30-37)

Angesichts der Schilderungen der erlittenen traumatischen Erfahrungen auf der Flucht zeigt sich in diesem Erzählsegment das Bemühen der Familie, in der anschließenden Lebensphase wieder Stabilität zu erlangen und Normalität herzustellen. Die heilsame Erfahrung in dem ersten Gastland kann das psychische Überleben ermöglicht haben.

Im Vergleich zu den Ereignissen, die Janin im Zusammenhang mit der Ankunft in Deutschland beschreibt, setzt sie bei der Darstellung ihres Aufenthaltes in diesem Zufluchtsland einen anderen Fokus.

Sie berichtet von der Schönheit des Landes und davon, dort direkt eine Freundin gefunden zu haben, während die Beschreibung der Orientierungsbemühungen in Deutschland, zunächst eher der Aufzählung von notwendigen Handlungen gleichen, die die Familie bewerkstelligen musste, um ihr (Über-)Leben wieder zu sichern und zu ordnen.

Erste positive Erfahrungen in Deutschland verknüpft Janin offensichtlich mit dem ersten Schulbesuch, aber die vermeintliche Stabilität kommt ins Trudeln, als sie bereits nach wenigen Monaten wieder umziehen muss:

„und, ja, dann sind wir zur Schule gegangen, war alles okay, drei vier Monate, dann mussten wir wieder z- aus d(unv.) Wohnung raus, eigentlich hat (das) uns sehr gefallen da, aber da mussten wir raus“ (S. 3, 17-20)

An mehreren Stellen im Interview versucht Janin, die Zeit in Deutschland, also die Zeit nach der Flucht, positiv zu bewerten, was durch Schilderungen von Ausgrenzungs-, und Fremdheitserfahrungen besonders krass kontrastiert wird:

„(wie sie) (unv.) uns geärgert haben, was wir sind, wie sie uns genannt haben, immer Zigeuner, also über unsere Land- leute sich lustig gemacht haben, fanden wir eigentlich nicht gut, ich find's es immer noch nich gut, und am meistens eigentlich was bei meinem Problem war, dass ich nich jetzt- hier so kann- sein kann wie die anderen, denn ich bin (unv.) Flüchtlinge, genannt, und, ja ich will (unv.) hier meistens noch bleiben wollen, meine Eltern auch natürlich, also mein Vater is schon in Bosnien, ich und meine Mutter, und mein kleiner Bruder leben noch hier, andere Brüdern sind verheiratet, meine Schwester auch, die lebt auch hier im Wo- Wohnheim“ (S.1, 24-32)

Janins Äußerungen verweisen auf ihr ständiges Bemühen, mit ihrer Situation im Exil Frieden zu schließen und dankbar zu sein, also ein labiles Gleichgewicht herzustellen:

-„aber hier in (Name der Stadt) jetzt nämlich is es so a- alles okay,“ (S.2, 45)

-„Ja, (hier), die Lehrer(in), die Freundinnen, die Jungs alle eigentlich die warn alle okay mit uns,“ (S.3, 39-40)

-,die Schule war okay für mich, ich hab gut gelernt, dadurch kann ich auch gut sprechen, nämlich,“ (S.4, 11-12)

-,ja. Und das Leben hier in (Name der Stadt) ist schön jetzt bis jetzt also,“ (S.17, 36-37)

-,Hier in (Name der Stadt) is, seit sechsneunzig, is alles okay, find ich sehr schön jetzt, mein Leben geht immer weiter, von meiner Familie auch, es is schön, die arbeiten manchmal, manchmal auch nich,“ (S.17, 23-27)

-,und mir geht es gut, meiner Familie geht es gut, ich finds so schön das Leben hier in (Name der Stadt). Und alles was ich haben will, kann ich hier auch haben, zum Beispiel kaufen, auch Geschenke kommen manchmal, is okay. Was noch?“ (S.17, 47-50 und S.18, 1)

-,(unv.)eigentlich sein kann, aber sonst finde ich mein Leben ganz okay, will nur bisschen verbessern, und ich bin auch schon (...) bei Verbesserung, ich bin beim- bin beim verbessern, wenn ich Arbeit finde, damit ich guten Freund finde eigentlich, der mir-zu mir hält, der nich irgendwie Laster hat oder so, der nich sagt, "geh nich arbeiten, oder mach-das nich, das nich",“ (S.18, 17-22)

Janins Versuche, ihre Lebenssituation positiv zu deuten, aber auch ihr unermüdliches Bestreben im schulischen und beruflichen Kontext Fuß zu fassen (siehe auch Schulverlaufskurve, Kapitel 3.3.2.3.), zeigen ihre Anstrengungen, ein labiles Gleichgewicht aufzubauen und ihre Lebenssituation im Exil zu meistern. Dies erklärt sich auch vor dem Hintergrund, dass sie hier bleiben möchte, dabei orientiert sie sich an klassischen Werten⁵⁹.

Die Wünsche nach einem „normalen Leben“ sind Ausdruck von Janins Bestreben sich zu verorten⁶⁰.

⁵⁹ „ich will (unv.) nämlich bleiben, Arbeit bekommen, mein eigenes Wohnung, meine eigene Familie gründen und so, das will ich machen.“ (S.6, 27-28)

„Für meine (...) Zukunft. Ich wünsch mir, damit ich (eine, d.A.) gute (...) Arbeit bekomme, mein(e) eigene Wohnung habe, mein eigene Familie, ich gründe, hier in Deutschland, also nirgendswo anders, will ich nämlich nich, kann ja auch irgendwo anders sein, außer Bosnien, und das Schönste wäre was es eigentlich auch mir wünsche, dass ich nen guten Mann habe, der zu meinen Kinder hält, zu meiner Familie, zu mir, besonders zu meinen Kindern und zu mir, (atmet hörbar) dass mein Mann eine Arbeit hat, dass ich-, dass er arbeitet, ich dass ich arbeite, meine Kinder zur Schule gehen, (lacht)“ (S.18,4-12)

„Mein größter, großer Wunsch wäre, damit ich (...) gutes Arbeit finde, (damit ich jetzt gut bin die) Schule anfangen kann, mit meine Familie gut werde, dass wieder mein Vater herkommt, dass wir wieder alle zusammen sind wie früher, denn ohne meinen Vater find ich sehr schwer, auch für meine Mutter und für uns auch, zum Beispiel mein kleiner Bruder, der vermiss- vermisst sehr meinen Vater, wir telefonieren ja mit den und so aber, das is immer noch nich das, was wir wirklich haben wollen, phh und mein größter großer Wunsch wäre, damit ich n großen Erfolg habe mit Arbeit, Schule, Heiraten, Kinder, 's is ein- 's größter Wunsch. Heiraten, Kinder haben, Arbeit haben, eigene Wohnung haben, (...) aber meistens, damit ich Arbeit habe.“ (S.19,8- 17)

⁶⁰ Das Gefühl von Zugehörigkeit, Halt und Orientierung findet Janin außerhalb der institutionellen Rahmenangebote im familiären Kontext, auch wenn die Familiensituation sie zum Teil auch zusätzlich belastet. Den familiären Bedingungen verdankt sie, dass sie in der aktuellen Situation nicht vollkommen den Halt verliert, sondern, wenn auch durch eine illegale Beschäftigung, im Restaurant ihres Onkels relative Stabilität in ihrem Alltag erfährt.

Inbesondere nach Beendigung der Schule fühlte sich Janin zunehmend isoliert:

„Das Gefühl nämlich war blöd, von mir, denn ich hatte auch gerade ein gutes Gefühl, ich hab mich immer so einsam gefühlt irgendwie, hatt ich damals auch mit meinem Freund Schluss gemacht, war immer zu Hause, hatte nix zu tun, ja. Außer sauberzumachen, (lacht leicht) kochen manchmal und so, auf meinen Bruder aufpassen, bin auch manchmal so ausgegangen, aber trotzdem hab ich mich nicht gut gefühlt. (Denn es war auch) nicht gut, ich hab die Schule gemocht, ich bin immer zur Schule gegangen, gern gegangen eigentlich, aber da hab- da hatt ich keine Schule, wusste ich eigentlich gar nicht mehr was ich machen soll, dann kam das dass wir wieder umgezogen sind“ (S.5, 30-38)

Im familiären Umfeld findet sie Aufgaben, die sie nicht ausfüllen, ihr aber den Rahmen für ihre weiteren Bemühungen Fuß zu fassen bieten. Janin fühlt sich in dieser Zeit allerdings sehr einsam, ihre beruflichen Wünsche kann sie unter den gegebenen Voraussetzungen und aufgrund fehlender Zeugnisse kaum realisieren:

„war immer zu Hause, hatte nix zu tun, ja. Außer sauberzumachen, (lacht leicht) kochen manchmal und so, auf meinen Bruder aufpassen“ (S.5, 33-35)

Im Verlauf der anschließenden unermüdlichen Suche nach Partizipation im schulischen Kontext fühlt Janin sich immer wieder verletzt und ausgegrenzt (vgl. Schulverlaufskurve, Kapitel 3.3.2.3.).

Das Scheitern bei der Jobsuche bringt sie weder mit den fehlenden Voraussetzungen, z.B. Zeugnissen etc., noch mit den Lebensbedingungen als Flüchtling in Deutschland in Verbindung:

„Ich hab vieles versucht, (unv.) hab- hab ich nichts-, bis jetzt gar nicht gefunden, immer hab ich nachgefragt, wenn ich irgendwo gearbeitet habe“ (S. 8, 32-33)

Dennoch nimmt Janin sehr deutlich wahr, dass sie als geduldeter Kriegsflüchtling in Deutschland nicht die gleichen Rechte hat wie andere Bürger und ihr Aufenthalt unsicher und immer wieder gefährdet ist. Sie erfährt, dass andere Flüchtlinge bessere Aufenthaltsbedingungen erhalten. Da sie und ihre Familie in der Heimat alles verloren haben, sieht sie keine Chance für eine Rückkehr. Die Unsicherheit löst Angst in ihr aus:

„aber die Leute hier in (Name der Stadt), die zwingen uns dazu, dass wir (in) (Name der Stadt). verlassen müssen, ich weiß nicht warum, denn wir verhalten uns nämlich gut hier, aber, die haben trotzdem was gegen uns, und das finde ich eigentlich unfair, denn viele serbische Leute bleiben hier, die unsere auch- unsere Häuser genommen haben, denn wir haben nichts zurückzugehen, (leise:) ich hab auch bisschen Angst (lacht leicht)“ (S.2, 49-50, S. 31-5)

Vor dem Hintergrund des ungesicherten Aufenthaltes entsteht ein Klima kontinuierlichen Stresses, dem sich Janin nicht entziehen kann.

Die Traumatisierung des Vaters, der zum Zeitpunkt des Interviews in Bosnien ist, verstärkt ihre Ängste teilweise:

„und mein Vater erinnert sich immer noch daran, und wir auch, und is ziemlich schwer, wenn wir zum Beispiel jetzt dahin zurückgehen, wir denken immer noch- noch dranne, zum Beispiel wenn wir hingehen, könnten wir vielleicht den Mann treffen, oder die Frau, die uns das angetan haben, und die wollen wirklich nich dahin, aber die Leute hier in (Name der Stadt), die zwingen uns dazu, dass wir (in) (Name der Stadt) verlassen müssen“ (S.2, 46-49)

In der aktuellen Situation verdichten sich die Alltagsprobleme. So berichtet Janin z.B. von der Erkrankung der Eltern und ihrer eigenen Erkrankung, die zum Zeitpunkt des Interviews noch zu akuten Beschwerden führt.

Angesichts der eigenen Erkrankung und der Pflege der Mutter summieren sich die Alltagsprobleme, auch vor dem Hintergrund, dass der ebenfalls erkrankte Vater die Familie verlassen hat, um nach Bosnien zurückzukehren:

„Dann, mein Vater und meine Mutter sind alle beide krank, (sind) zuckerkrank, ich auch leider jetzt hier in (Name der Stadt), mit Magengeschwüren, seit vier Monate, (davon hab ich) eigentlich gar nich gemerkt, bis ich ich irgendwann (unv.) (zu) bluten, (unv.) zu spucken und so, und dann musst ich zum Arzt, der mir dann (ge)sagt, ich hab nichts, habn die mich zum Spiegelung geschickt, habn auch gesagt nix, und jetzt Tabletten bekomm ich, geht's trotzdem nich weg, muss ich im Krankenhaus“ (S.3, 26-32).

Im Zusammenhang mit einer nicht erwünschten Verheiratung einer ihrer Brüder kommt Janin auf die Einsamkeit ihrer Mutter zu sprechen, die niemandem ihre Gefühle mitteilen kann und auf der Straße mit sich selber spricht:

„Ja meine Mutter ist sehr guter Mensch, ziemlich manchmal sehr einsam, also, wir sehen sie einsam, aber sie sagt sie is, wollte das eigentlich nie, dass er sie heiratet, und mein Bruder sagte immer, "magst als Schwägerin, tut es mir sehr leid, denn du hättest mir früher sagen sollen, dann hätt ich sie nich geheiratet", und seit drei Jahren lebt sie mit ihm, (...) diese Frau, und sie hat immer noch keine Kinder, und dadurch glauben wir, dass meine Mutter- das ist sehr schwer für sie, au(unv.)ren Herz, wo sie sagt "Ich hab ein Gefühl, d(as) keiner von euch kennt, und d(as) werdet ihr auch niemals kennen, denn ich will (es) nie- mals aussprechen, oder niemals davon hörn- (...), denn ich hab das schon drin in mein Herz, und irgendwann mal sprech ich das irgendjemand aus, für (unv.), und wenn ich auf der Straße gehe, sprech ich alles immer mit mir selbst“ (S.12, 25-45).

Es wird deutlich, dass die Eltern, welche in ihrem Leben eine bedeutende Rolle spielen, nicht die nötige Stabilität bieten können, um Janin in der gegebenen Situation zu unterstützen.

Neben dieser verunsichernden Situation, die für die Familie durch den Fortgang des Vaters entsteht, wirkt sich auch die nicht standesgemäße Verheiratung des Sohnes weiterhin auf das

Wohlbefinden der Mutter aus. Hinzu kommen die Probleme eines anderen Bruders, der zum Zeitpunkt des Interviews im Gefängnis sitzt:

„Der jüngste (Bruder, d.A.), also der is- jetzt sechzehn Jahre alt, der is im Gefängnis, der hat viele schlimme Sachen gemacht hat, (wir) hatten nie gemacht, meine andere Brüder und meine Schwester haben das auch nie gemacht, wir- ich auch nich, außer er, er is der ein(z)ige, der so was macht, Diebstahl gegangen, abgezockt, der hat viele Leute geschlagen auch, dadurch sitzt er jetzt im Gefängnis, seit fast seit- sein ganzes Leben lang, wo er schon hier in Deutschland kam, macht- hat er so was gemacht, und (...) übt auch im Gefängnis auch als Tischler“ (S.7, 44-50, S. 8, 1).

Ohne dass Janin für den Verlauf der Entwicklungen in ihrer Familie seit dem Fortgang des Vaters reflektierende Worte findet, wird erkennbar, dass die Familie, trotz aller Bemühungen Janins, die Situation im Exil positiv zu bewerten und zu gestalten, in eine Überforderungssituation geraten ist. Es ist anzunehmen, dass die Alltagsbewältigung auch aufgrund der Erkrankung der Mutter nicht in dem Maß gesichert ist, wie dies nötig wäre.

In einer Interviewpassage berichtet Janin davon, dass sie von ihrem Vater eine Videokassette aus Bosnien erhalten hat, die dokumentiert, dass die erwartete und befürchtete Ablehnung und Ausgrenzung bei einer Rückkehr nach Bosnien nicht zu generalisieren ist. Die Videoaufzeichnungen zeigen auch freundliche Menschen, die sie grüßen.

Die Erinnerungen an die ihr und ihren Angehörigen zugefügten Gräueltaten auf der Flucht erschweren es Janin jedoch, wieder Vertrauen zu gewinnen.

In diesem Zusammenhang schildert sie ihr Misstrauen gegenüber den Menschen in ihrem Heimatort und bekräftigt, nie wieder nach Bosnien zurückkehren zu wollen:

„Aber jetzt weiß ich nich warum das so ist, denn wo ich gesehen habe, die haben uns alle begrüßt, nett gesprochen auf die Kassette, aber ich glaub nich dass die Gefühle von denen das sind, und ich glaube immer noch die denken immer sehr schlecht von uns, die denken immer, dass die irgendwas anzutun- antun können, wenn wir vielleicht dahin kommen, aber ich glaub nich, und ich will auch nie wieder, nie niemals dahin gehen, in Bosnien, ich kann (unv.) vielleicht zu Besuch gehen oder so, aber dass ich dahin wohne oder lebe, nie (auf) mein- in meinem Leben. Hier in Deutschland-“, (S.16, 40-47)

Auf der Suche nach Schuldigen richtet sich ihr Hass im Besonderen auf die serbische Bevölkerung, die sie für die Entwicklungen in ihrer Heimat verantwortlich macht. Die Serben, so beschreibt Janin, sind schuld daran, dass ihre Familie alles verloren hat:

„und da wo das (unv.) Gebiet ist, ist alles kaputt, außer große Häuser, die sind nich kaputt, nur die kleinen, sind alle kaputt, das finde ich unfair, weil die das gemacht haben, ich glaub immer noch nur, dass die Serben schuld dran (...) sind. Und ich weiß auch dass die Serben schuld daran sind. Die haben den Krieg angefangen ja. Nich wir Muslime, sondern die Serben. Und da- deswegen hasse ich auch die Serben. Ich kann die nich (...)

gar nich- sehen, ich kann die gar nicht leiden, die Serben sind fast so was wie Tiere für mich, schlimmer als Tiere, wie der Teufel fast, den Teufel kenn ich ja nicht, aber die sind so was wie den Teufel. Die ham unsere Häuser kaputtgemacht, unsere Familie durcheinander gemacht, einfach alles habn sie uns genommen, und haben (es d.A.) kaputtgemacht. Und das finde ich unfair, und am meistens was ein Mann uns- genommen hat, das find ich schrecklich, er hat uns zum Beispiel mein- vor sein Haus genommen, auf sein Gebiet genommen, er er is auch Serbe, und deswegen hass ich Serben, und wo mein Vater dahin gegangen ist, hab den Haus aufgenommen, und drin im Haus, was die gemacht haben, und so “ (S.16, 18-32)

Janin drückt hier ein erhebliches Potential an Hass und Wut aus, ohne ihre Äußerungen differenzieren zu können. Ihr Hass richtet sich nicht gegen einzelne Täter, sondern gegen eine ganze Bevölkerungsgruppe. Es ist anzunehmen, dass die Aufarbeitung der eigenen Geschichte, die in die Geschichte der Vertreibung aus Bosnien eingebettet ist, nicht stattgefunden hat⁶¹.

Obwohl Janin Zeugin und Opfer von Vertreibung und extremen Verletzungen geworden ist, die ihr Leben nachhaltig prägen, kann sie sich aktuell in der Phase des Trudelns halten, ohne vollkommen handlungsunfähig zu werden.

Durch die tiefgreifenden Erfahrungen in der Kindheit ist sie jedoch nachhaltig verunsichert und bedroht, ihr Vertrauen in ein friedliches Leben in ihrer Heimat ist manifest gestört.

Der völlige Verlust der Kontrolle über das eigene Handeln, der Verlust der Alltagsbewältigung und Selbstorientierung tritt einerseits während der Flucht ein, als Janin erlebt, wie ihre Familie völlig mittel- und hilflos wird -hier als Wirksamwerden des Verlaufskurvenpotenzials bereits eingeführt- und bewirkt, dass Janin einen hohen Vertrauensverlust in das Handeln anderer erfährt, der bis zum Zeitpunkt des Interviews nachwirkt und sich durch die Erfahrung der Ausgrenzung als Roma (vgl. auch Schulverlaufskurve, 3.3.2.3.) verstärkt.

Andererseits berichtet Janin zu einem späteren Zeitpunkt im Interview, von einer Krise in ihrem Leben, die etwa ein Jahr zurückliegt und vorübergehend ebenfalls zum Zusammenbruch ihrer Alltagsbewältigung führte.

⁶¹ Die fehlende Aufarbeitung der traumatischen Erfahrungen bewirkt, dass sie nach Schuldigen suchen muss, wobei es zu verallgemeinernden Aussagen kommt. Das Aufbrechen der Täter-Opfer-Konstellationen, kann nicht von ihr allein bewältigt werden, da sie in hohem Maße traumatisiert ist. In diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass Janin keine professionelle, z.B. therapeutische Hilfe erfahren hat, die es ermöglichen würde, dass sie ihre Geschichte aufarbeiten kann. Diese Hilfe wäre gleichzeitig notwendig, um eine Rückkehr nach Bosnien überhaupt vorstellbar zu machen und eine Annäherung der Bevölkerungsgruppen wieder zu ermöglichen. Die Bedeutung der therapeutischen Arbeit mit den traumatisierten Familien im Exil wird hier noch einmal besonders deutlich.

Ausgelöst durch das Eintreten einiger Kinder, von denen sie ein Junge an ihren verstorbenen Bruder erinnert, beginnt Janin, über eine Phase in ihrem Leben zu sprechen, in der sie in Zustände des völligen Kontrollverlustes geraten ist und ihr in ihren Träumen der verstorbener Bruder begegnete.

In Janins Träumen spiegeln sich Ängste, aber auch Orientierungsversuche wieder, die Hinweise auf massive Verunsicherungen in ihrem (Er-)Leben geben. In dem folgenden Exkurs wird der Versuch unternommen, sich dieser Lebensphase und Janins Erleben anzunähern.

3.2.2.3. Exkurs : Janins Träume

Janin schildert in besonders eindringlicher Weise, wie sie in der Vergangenheit immer wieder durch Träume, in denen ihr der bei einem Badeunfall verstorbene Bruder begegnet, beeinflusst und irritiert wird. Die Träume und das Erinnern an den Bruder führten teilweise zu psychosomatischen Beschwerden wie Nasenbluten und Schlafstörungen. Janin berichtet, dass ihr Bruder in ihren Träumen zu ihr spricht und ihr Botschaften überbringt, wie sie ihr Leben gestalten soll. Die Präsenz des Bruders in Janins Träumen erscheint zunächst erstaunlich, da sie zum Zeitpunkt seines Todes erst 9 Monate alt war und es somit unwahrscheinlich ist, dass sie sich tatsächlich an ihn erinnern kann. Eine mögliche Begründung, warum der Bruder dennoch in ihren Träumen auftritt, findet sich in der Erzählung über seine anhaltende Präsenz im Leben der Eltern, die z.B. an seinem Todestag bis heute nicht das Haus verlassen, kann⁶² aber auch allgemeiner betrachtet darin gesehen werden, dass Verstorbene in Romafamilien eine bedeutsame Rolle spielen können⁶³.

⁶² Janin berichtet an anderem Ort, wie präsent der Tod des Bruders im Leben der Familie nach wie vor ist. „Bei ma- bei uns heißt das, "(Danjena)", und ist wegen, (unv.) heißt es. Und es du- dadurch feiern wir das gar nicht, also wegen meine Mutter, auch wegen meinen Vater, denn, wo der gestorben is,“ (S.11, 41-43)

Der Vater besuchte in Bosnien bereits das Grab des Bruders, was zusätzlich darauf hindeutet, dass der verstorbene Bruder noch einen großen Raum im Leben ihrer Eltern einnimmt.

„und wenn dieser Tag kommt, is es sehr schlimm für sie, für uns aber n- auch einander, wo wir schon klein waren, wir habn- wir sind (unv.) wir gehn an den Tag nie raus, keiner von uns, ob alt oder jung ist, keiner von uns geht weg, da- darum bin ich auch hierher gekommen, ja (unv.) mein Vater damals (unv.) an dem Tag hierher, hier, (unv.) Bosnien, da- zum- Grab is er gegangen, zu meinem Bruder, zu diesem Grab,“ (S.11, 47-50 und S.12, 1-3)

⁶³ Liegeois (1999) beschreibt die Bedeutung der mule, der Toten, für die Roma im Zusammenhang mit der Rolle der Großeltern, die oft die Hauptverbindung zu den Verstorbenen darstellen, deren „Existenz“ manchmal von fundamentaler Bedeutung für die Existenz derer, die leben ist (vgl. ebd., S. 72). Die Brüder werden, ebenso wie die älteren Schwestern, als wichtige Erziehungsinstanzen angesehen, die eine bedeutende Vermittlerrolle zwischen Erwachsenen und Gleichaltrigen spielen können (vgl., ebd., S. 73).

Ausgehend von der These, dass es für Kinder oftmals schwierig ist, sich von der traumatischen Vergangenheit ihrer Eltern abzulösen (Bräutigam, S.68, Bezug nehmend auf Bergmann, 1995), erscheint Janins Abdriften in eine Traumwelt in einem anderen Licht.

Janins Träume drehen sich quasi um ein Ereignis, das sie nicht bewusst selber erlebt hat, welches aber unter Umständen ihr Leben in den Erzählungen und Handlungen der Eltern stark bestimmt (vgl. ebd., S.68). In diesem Kontext können Janins Träume einen Versuch darstellen, die traumatische Vergangenheit, stellvertretend für ihre Eltern in der Phantasie zu bewältigen (Bräutigam, S. 68, Bezug nehmend auf Ahlheim, 1985, S. 331):

„und es erinnert mich immer zum Beispiel jetzt zu meinem Bruder. Ich war neun Monate alt, ich hab noch immer schlechte Träume, eigentlich, also von meinem Bruder, dass er (er)wachsen ist, dass er mich abholt (zum) Fußballspielen, er liebt ja Fußball, (unv.) ich auch so bisschen, dass (wir immer) Fußball gespielt haben, in meine Träume, dass ich (tot) bin, (lacht leicht) dass ich mit ihm schwimmen gehe und so was alles, viele Träume hatt ich von meinem Bruder, und jedesmal bin ich irgendwie da mich erinnere, is es sehr schlimm für mich, ich hab ma(unv.) nachts auch geblutet, also (unv.) Nase blut, wenn ich so am Tag, an dem Tag , wo ich diese Träume hatte, wo ich aufgestanden bin, habn meine Eltern (..) immer auf mich aufgepasst, ich durfte nich schlafen, (unv.) drei Monate, drei Monaten hab ich fast glaub ich drei vier Stunden jeden Tag (unv.) geschlafen, nich mehr, durft ich nich, denn die dachten, jede Stunde geh ich weg. Also, sterbe ich oder so.“(S. 14, 6-17)

Janin berichtet, dass ihr Bruder in ihren Träumen zu ihr spricht und ihr Botschaften überbringt, wie sie ihr Leben gestalten soll. So möchte er sie z.B. verheiraten, was zunächst aber nicht weiter ausgeführt wird. Besonders verwirrend ist Janins Schwanken zwischen Traum und Realität, wie auch die Verbindung, die sie zwischen der Rettung vor dem Suizid durch den Bruder und seinen Bestrebungen sie zu verheiraten zieht:

„Denn zum Beispiel hab ich mal geträumt ich springe aus dem Fenster und mein Bruder hält mich, und seine Freundin, ich erinnere mich immer noch, wie ich gesehen habe, dass mein Bruder da war, der Gestorbene, mein Cousin auch Gestorbener, und da waren noch mehrere Jungs. Da hat er mir dann gesagt, "willst du heiraten. Ich (will) dich verheiraten. Mit meinem Freund." (schnell:) (unv.) "Ja, ich will heiraten", (lacht) und dann- hat das meine Mutter ge- hört, was ich im Traum gesprochen habe, da hat sie mich versucht zu wecken, ging nich, ich hab laut gehört, wie man gesagt hat, "Weck sie nich, sie gehört mir jetzt, ich muss mit ihr sprechen, weck sie noch nich. Lass sie noch schlafen." Hab ich glaub ich vierzehn Stunden fast ganzen Tag geschlafen. Und die haben (s)ich alle (unv.)sen haben alle meine Träume angehört, ich hatte damals eigentlich nix gewusst, wenn die (unv.) ich aufgestanden habe, dann haben die mir gesagt, was ich gesprochen habe, da hab ich gesagt "das war doch euer Sohn", der (Vorname, d.A.), ja und dann ph hatt ich immer das Gefühl, wenn ich auf der Straße gehe, dass es hinter meinem Rücken irgendjemand schießt und auf mich mit der Waffe zugeht“ (S.14, 17-31)

Janins Versuch, aus dem Fenster zu springen, kann auch als verschlüsselter Wunsch, sich von zu Hause abzulösen, verstanden werden. So gesehen rettet der Bruder seine Schwester nicht, sondern verhindert vielmehr, dass sie sich vom Elternhaus löst.

Sie erlebt eine drei Monate andauernde Krise, die zeitlich mindestens ein Jahr vor dem Interviewtermin liegt. In dieser Zeit schläft Janin teilweise tagsüber und träumt heftig, wobei sie laut spricht, so dass ihre Familienangehörigen von ihren Todesängsten erfahren. Die Alpträume sind so massiv, dass sich ihre Eltern sehr um sie sorgen und versuchen, sie vom Schlafen abzuhalten:

„drei Monate drei Monaten hab ich fast glaub ich drei vier Stunden jeden Tag (unv.) geschlafen, nich mehr, durft ich nich, denn die dachten, jede Stunde geh ich weg. Also, sterbe ich oder so. Denn zum Beispiel hab ich mal geträumt ich springe aus dem Fenster und mein Bruder hält mich“ (S.14, 14-18)

„Hab ich glaub ich vierzehn Stunden fast ganzen Tag geschlafen.“ (S.14, 25-26)

In dieser Zeit verfolgen Janin die Todesängste bis auf die Straße. Hier nehmen ihre Ängste eine andere Gestalt an, die in Verbindung mit traumatischen Erfahrungen im Krieg bzw. auf der Flucht in Verbindung stehen können:

„und dann ph hatt ich immer das Gefühl, wenn ich auf der Straße gehe, dass es hinter meinem Rücken irgendjemand schießt und auf mich mit der Waffe zugeht“ (S.14, 29-31)

Janin kann die Träume mit Hilfe von rituellen Handlungen und durch die Unterstützung ihrer Eltern schließlich zurückdrängen und wird nun nicht mehr von ihnen heimgesucht, wobei der Umgang der Familie mit der Krise ein hohes Potential an kulturellen Bewältigungsressourcen aufzeigt. Durch die Hinzuziehung von nicht näher definierten Heilerinnen wird die Genesung schließlich möglich:

„durch diese Träume, kamen zwei ältere Frauen bei uns, habn mit irgendwelchen Wasser, und noch'n was, das (Angst) wollten die mich aus mir herausnehmen, ging schon, haben die rausgenommen, 's war nich das Angst, sondern es war das Bild von ihm, also mein Herz, was er im Hand hält, und er, (unv.), siehst du (unv.)? (unv.) gekocht, Wasser reingemacht, und dann kam das s- Figur raus, wo er steht, und mein Herz, wo er hält, ja, und das war sehr schlechte Träume, schlimme Träume eigentlich, mein Vater musste dazu (Koban) machen, ein Schaf schneiden, und (an, d.A.) die Leuten verteilen, weil ich noch im Leben bin, und weil ich noch gesund bin, weils nix passiert ist, ja und denn hatt ich immer diese Träume, seit einem Jahr nicht mehr, so gar keine Träume“ (S.14, 31-41)

Nur einmal träumt sie, dies liegt zum Zeitpunkt des Interviews eine Woche zurück, noch von ihrem verstorbenen Bruder, der ihr nun aber eher orientierende Hilfestellungen zur Lebensgestaltung gibt. Es erscheint plausibel, dass Janins Träume ihr gegenwärtiges Leben mitbestim-

men. So kann auch die Tatsache, dass Janin noch nicht verheiratet ist und von traditionellen Rollenmustern abweicht, dadurch begründet werden, dass sie ihrem Bruder als Frau versprochen ist. Janins Option nicht heiraten zu dürfen, kann aber auch den Wunsch der Eltern markieren, dass sie die Familie nicht verlässt bzw. verlassen darf.

Der verstorbene Bruder wird wie eine Figur beschrieben, die zu ihr spricht und den Auftrag der Eltern an sie weitergibt:

„außer einmal, hab ich noch mal geträumt, letzte Woche war das, wo ich geträumt habe, ähm "Pass auf dich auf" hat er zu mir gesagt, "denn du wirst niemals glücklich sein, wenn du heiratest, heirate nicht, bleib immer ein Mädchen, du wirst immer (lieb) zu deinen Eltern sein, wenn du heiratest, wirst du ein Jahr lang l(e)ben, dann nie wieder (mehr)." Da hab ich ihm die Frage gestellt, warum ich nicht mehr lieben könnte, hat er mir gesagt, "dir is nich bestimmt, dass du heiratest, denn du musst immer als ein Mädchen bleiben. Als Jungfrau. Und immer dein L(e)ben weitermachen, äh gehn müssen, denn wenn du heiraten solltest, wirst du (unv.) sterben, denn ich werde dich abholen," da hab ich geweint, hab gesagt "Wieso willst du mich abholen, oder wieso willst du mich eigentlich haben", er gesagt, "du bist meine eigene Schwester (jetzt), meine liebste Schwester, und ich will dich bei mir haben. Denn ich hab dich du warst neun Monate alt, ich hab dich immer in meinem Arm gehalten, mit dir um die Haus gegangen, dich immer im Arm h- gehalten, du musst dich daran erinnern," da hab ich gefragt, "Wie soll ich mich daran innern, ich war klein, nur neun Monate alt, wenn d- wie du sagst, wie soll ich jemals davon w- irgendwas wissen. Ich kenn dich doch gar nich, außer jetzt wie ich dich sehe“ (S.14, 42-50 und S.15, 1-8)

Tatsächlich gelingt es Janin mit Hilfe der geschilderten Zeremonien und der Hinwendung zum Glauben, aus dem Sog der schlechten Träume herauszutreten und ihr Leben zu stabilisieren. In diesem Zusammenhang wird auch die Bedeutung der Religion hervorgehoben, die anhaltend eine Rolle in ihrem Leben spielt:

„dann hat mein (...) Vater meiner Mutter auch gesagt, (unv.) in Moschee gegangen also, haben gebetet, oder irgendwelche Sachen (gemacht), keene Ahnung was, ich durfte davon nichts wissen, und dann ist mir nie wieder passiert, geh ich fast jede Woche in Moschee, (gibt es) zweimal am Tag, muss man an- A- morgens und abends gehen“ (S.15, 8-12)

3.2.2.4. Fortsetzung: „denn ich bin Flüchtling genannt“

Janin gibt in dem vorliegenden Interview nicht viele Hinweise auf die Versuche einer theoretischen Bearbeitung der erlittenen Erfahrungen.

Sie reflektiert allerdings, dass ihr und ihrer Familie viel Unrecht und Unglück widerfahren ist („Träume und in Bosnien war nicht gut“, S. 15, 15-16). Die Erfahrungen der Verletzbarkeit des Vaters im Krieg führen dazu, dass sie unverletzlich werden möchte und verhindern will, dass ihr vergleichbare Verletzungen zugefügt werden könnten. Die folgende Textpassage ver-

deutlich, welche enormen Kräfte Janin gegen alles, was sie verletzen könnte, mobilisiert. Ihre Aussagen muten wie ein nachdrückliches Bekenntnis zur Selbstbehauptung und Selbstverteidigung der eigenen Person an:

„mein Vater ist sehr verletzt, (...) durch den Krieg, denn die Leute haben ihn mal auch geprügelt, er war auch im Gefängnis, und (unv.) meistens vor(unv.), (wovor er) (unv.) Angst hat (...) sind Polizisten. (unv.)en hat er Angst, und dadurch ich hab nämlich keine Angst, das einzige wo ich Angst hab is oben von Gott, sonst von niemanden, egal ob Polizist oder irgendjemand, ich hab davor keine Angst, denn ich weiß nicht, (unv.) (gehe), ob ich gut bin oder nich, weiß ich ja nich, aber ich lass nie zu, dass mir irgendjemand (unv.) wehtut oder irgendwas geschieht. Ich lass das nich zu. Und niemals werd ich das zulassen. Was meinen Vater geschehen ist, ist sehr schlimm, und sehr schlecht auch“ (S.15, 24-32)

Im Verlauf des Interviews unterstreicht sie erneut, dass sie sich nicht von negativen Vorurteilen gegenüber den Roma erniedrigen lässt. Sie versucht vielmehr, die negativen Erinnerungen und Bilder an ihre Vergangenheit und die Zerstörung ihres Landes durch positive Erinnerungen an eine heile „Welt“ zu ersetzen. Gleichzeitig signalisiert Janin auch, dass sie „unantastbar“ von Krieg und Vertreibung, von Ausgrenzung und Erniedrigung zu ihrer kulturellen Zugehörigkeit steht:

„denn- ich schäme mich nich für mein (...) Haus, oder für meine Sprache, oder irgendwas, ich gebs immer zu, mir is es scheißegal, jemand sagt, du bist Zigeunerin du bist das, dies, ich geb immer zu was ich bin, ich schäme mich nich dafür, und mir is auch nich, irgendwie, dass ich Angst hab oder so, denn dann hat auch mein Vater gesagt, irgendwann (unv.) ich doch h(ier)herkommen, da wirst du sehen wie dein Land schön ist, denn du sagst es ja, du willst (unv.) irgendwann kommen, dann will (...) ich will es auch, also nich für immer dahin gehen, (unv.) Besuch ein bisschen, zu sehen, wie das ist da, und wo ich wirklich aufgewachsen habe, will ich sehen, wie das jetzt ist, ich hab das auf Kassette schon gesehen, das ist ja schlimm, sieht es aus, nur das eine was ich gesehen habe, ist sehr hübsch immer noch, was auch früher hübsch war, is'n ganz großer (so wie) zum Beispiel halt (Name)platz, ne? So das große Gebiet, es gibt schöne Blumen, nette Leute da, Liebespaare treffen sich immer da und so, das is voll schön, fand ich auch früher sehr schön, und daneben war (...) unsere Schule, und wir sind immer da raus gegangen in der Pause (in Bosnien), also, und es war ziemlich schön, ich fand's immer schöne Paare da, und ich k(a)nn auch viele viele Leute die jetz auch als ein Paar (geh)n zum Beispiel, bin dar(an) gut, (lacht leicht)“ (S.15, 47-50, S.16, 1-14)

Ungeachtet der Tatsache, dass Janin zuvor erklärt hat, für sich keine Perspektive in Bosnien zu sehen und dort nie wieder leben möchte, bedeutet ihr die Meinung der Zurückgebliebenen nach wie vor viel.

Die Rückkehroption nach Bosnien ist ihr angesichts der unsicheren Aufenthaltssituation und der ständig wahrgenommenen Abschiebungen von Flüchtlingen des Heims sehr präsent und bestimmt ihren Alltag mit. So wird z.B. Geld für eine mögliche Rückkehr zurückgelegt.

Die Lebenssituation als Flüchtling im deutschen Exil erlaubt es Janin und ihrer Familie nicht, auf legalem Wege planvoll und langfristig Ziele zu entwickeln und zu verfolgen und bewirkt, dass sich die Familienangehörigen illegale Nischen suchen, um mit der ambivalenten Situation konstruktiv umzugehen und ihr Gesicht auch im Falle einer Abschiebung zu wahren.

Das Leben in erzwungener Unmündigkeit führt in letzter Konsequenz zu einer Strategie des Überlebens an der Peripherie der Mehrheitsgesellschaft.

Der Ausschluss aus bestimmten Lebensbereichen, die eine selbst bestimmte Lebensführung und –gestaltung ausmachen, wie z.B. das Arbeitsverbot, bewirkt, dass stetige Versuche konkterkariert werden, ein labiles Gleichgewicht in der Legalität aufzubauen. Das Hinnehmen der Situation des Ausschlusses als Realität, mit der „man“ umgehen muss und die auch positive Seiten entfaltet, wenn man sie ins Verhältnis zum Schicksal derer setzt, die in der Heimat geblieben sind, führt so zur Relativierung der eigenen Lebenssituation:

„Und hier im Deutschland auch nämlich, von Sozialhilfe und auch von Arbeit, hatten wir immer genug gehabt, wir haben auch immer bisschen gespart, immer, und wir sparen immer noch jetzt, immer, eigentlich, meine Brüder, meine- meine Familie auch, alle, wir sparn immer alle bisschen, und wir wollen immer dass wir irgendwas haben, wenn wir unten in Bosnien gehen, dass mit- dam- mit wir wissen, was wir hier im Deutschland gemacht haben, oder, was wir hier gearbeitet haben, und für was wir hier in (Name des Ortes) waren, damit die Leute wirklich sagen, ja die waren wirklich in (Name des Ortes), und die haben wirklich was gemacht, oder die habn irgendwas, und nich dass sie sagen, ja (unv.) so äh so was wie Bettler oder so was na, nich dass sie das über uns sagen, die sind reich, oder die sind nich reich, also, wir sind nich dran gewöhnt, dass man uns sagt, ihr seid Bettler, denn die sind- wir warn in Bosnien reich, hier können wir nich sein, denn hier darf man schon nich eigentlich so viel sparen, ja und hier schon auch wir sind- wir haben alles immer genug, Geld, Essen, Trinken, Sachen, im- unsere Wohnung is sauber, schön find ich auch, is alles okay, ja. Mein kleiner Bruder geht auch zur Schule“ (S.19, 35- 49).

Janin eröffnet, wie hier angeführt, streckenweise eine ganz neue Perspektive auf ihren Aufenthalt in Deutschland und auf eine eventuelle Rückkehr nach Bosnien, die sie in ihrer Lage als geduldeter Flüchtling nicht ausschließen kann.

Durch die Aussage

„und wir wollen immer dass wir irgendwas haben, wenn wir unten in Bosnien gehen, dass mit- dam- mit wir wissen, was wir hier im Deutschland gemacht haben, oder, was wir hier gearbeitet haben, und für was wir hier in (Name des Ortes) waren,“(S.19, 40-41)

belegt sie, dass die Aktivitäten der Familie in Deutschland stark von einer eventuellen Rückkehr nach Bosnien beeinflusst werden.

Die Intention und Notwendigkeit, in Deutschland Geld verdienen zu müssen, um sich im Falle einer Rückkehr eine Existenz aufbauen zu können oder zumindest nicht ohne jegliche Sicherung dazustehen, sowie die Intention, den Aufenthalt in Deutschland vor den Zurückgebliebenen zu rechtfertigen, wird hier deutlich.

Die Flucht aus Bosnien markiert einen Wendepunkt in Janins Leben, der sie zu einem „sogenannten“ Flüchtling macht („denn ich bin (unv.) Flüchtlinge, genannt“, S.1, 28-29). Diese Zuschreibung erfährt Janin eher von außen, ähnlich wie sie auch mit der Zuschreibung „Zigeuner“ konfrontiert wird („wie sie uns genannt haben, immer Zigeuner“, S.1, 25). Flüchtling und Zigeuner genannt zu werden, steht für Erfahrungen der Ausgrenzung und Nichtanerkennung, die hier auf die Positionierung und die Erfahrungen im Exil bezogen werden.

Die Flucht mündet für die Familie in eine Phase der Neuorientierung, ohne dass die Lebensbedingungen tatsächlich Stabilität gewährleisten können. Auch durch den Besuch der Schule kommt Janin nicht zur Ruhe, ihr Aufenthalt bleibt geprägt von Unsicherheiten bezüglich der Aufenthaltsdauer, Befürchtungen im Hinblick auf die Rückkehr in die Heimat und den Versuchen der Familie, sich im Exil einzurichten. Janins zunehmende Verunsicherung spiegelt sich auch in der Schulverlaufskurve und den anschließenden Orientierungsversuchen, sowie der Jobsuche wider.

Hier zeigt sich die Dynamik der Verlaufskurve, der Mechanismus des Trudeln und der Entstabilisierung des Gleichgewichtes, aber auch die zunehmende Entfremdung im Kontakt mit den Lehrern und Schülern. Janin wird immer wieder mit erniedrigenden Situationen konfrontiert, denen sie sich hilflos gegenüber sieht.

3.2.2.5. „wie sie uns genannt haben, immer Zigeuner“

Janin besucht bis zur 5. Klasse die Schule in Bosnien. Der Wechsel in die 6. Klasse gelingt nicht, da sie mit ihren Eltern das Land auf Grund des Krieges verlassen muss.

Der Schulbesuch in Bosnien, die Flucht, und die damit einhergehenden Schulwechsel werden von Janin retrospektiv erzählt und belegen den allmählichen Aufbau eines Bedingungsrahmens für das Wirksamwerden des Verlaufskurvenpotentials.

Über den Schulbesuch in Bosnien erfahren wir lediglich, dass er von Janin restriktiv erlebt wurde. Besonders die regelmäßige Anwesenheitspflicht bereitete ihr offensichtlich Probleme:

„wir mussten jeden Tag zur Schule, wenn wir nicht gegangen sind, haben wir (unv.) bekommen, oder meine Eltern haben Probleme bekommen, mussten irgendwas zahlen, und da meistens war das schwer, meine Mutter hatte keine Arbeit, mein Vater auch nicht, und wir mussten zur Schule, denn äh es gab Probleme immer wenn wir nicht zur Schule gegangen sind, kam die Schullehrerin, oder die Polizei und hat (uns von der) Schule geholt, (weil dann) haben wir immer Ärger bekommen, und wir mussten (unv.)liche Sachen anziehen, (unv.)Schule passt, also nicht irgendwelche Sachen, sondern (unv.) Sachen, so wo steht's welche Schule wir gehen, E- EF (stands) drauf, zum Beispiel der Name, (unv.) und so was alles stand drauf, ja.“ (S.1, 38-48)

Janin berichtet davon, dass ihre Oma Schulgeld für sie und ihren Bruder bezahlen musste. Unklar bleibt an dieser Stelle des Interviews, inwiefern die Zahlung von Schulgeld im Zusammenhang mit Diskriminierungen der Roma in Bosnien vor Ausbruch des Krieges steht, oder ob alle Kinder Schulgeld zahlen mussten. Auch konnte nicht geklärt werden, ob sich Janin in ihren Darstellungen im Besonderen auf die unmittelbare Phase vor Ausbruch des Krieges bezieht oder ob sie die gesamte Schulzeit in Bosnien unter den Restriktionen einer strengen Lehrerin gelitten hat:

„und dann kam die Lehrerin, hat uns (ge)(unv.), (unv.) meine Oma, und meine Oma musste sechs Millionen zahlen, (also) unsere W- Geld, sechs Millionen, für mich sechs Millionen, für meinen Bruder sechs Millionen, ja, die Lehrerin kam manchmal m- uns- dass die uns verprügelt hat, wo wir nicht gut in der Schule waren, oder in die Ecke zu stellen, wenn (wir) irgendwas was falsch gesagt haben, die hat uns immer gezwungen, dass wir richtig sagen, aber we(nn wir) nicht gut kann(ten), mussten wir- irgendwie doch lernen, zwei drei Stunden hat sie uns immer mehr in der Schule gelassen, und das war meistens schwierig für mich, denn ich- wollte immer draußen, ich bin gewöhnt, draußen zu sein, ich liebe das, draußen zu sein, (lacht leicht auf) und's die Leuten zu sehen, mit Leuten mich zu unterhalten, und die(se) Lehrerin hat es nicht zugelassen, wir durften keine Freunde haben, wir durften zum Beispiel nicht ähm (im) (unv.) stehen, wir mussten immer ganz draußen bleiben, ob das regnet oder nicht, (die äh) Lehrerin war sehr gemein, und mein Vater, wenn er sich beschwert hat, kam die Polizei, Anzeige haben die dann gemacht, die Lehrerin hat uns- immer- beschimpft, manchmal auch meinen Vater“ (S.2, 2-17)

Janins Erzählung deutet darauf hin, dass ihre Bedürfnisse nach einer offeneren Gestaltung des Schulalltages sich nicht mit der vorgefundenen Situation deckten.

Einerseits vermittelt Janin in ihrer Erzählung den Eindruck, dass der Schulalltag geprägt von Sanktionen und Erniedrigungen war, so dass sie die Schulzeit abweisend und ausgrenzend erlebt hat, andererseits wird nicht deutlich, ob die Sanktionen besonders auf sie und ihren Bruder oder auf die Roma allgemein, zutrafen und warum es zu dem harten Eingreifen der Lehrerin kam.

Die Aussage, dass die Lehrerin gemein war (S.2, 15) legt nahe, dass Janin sich von der Lehrerin ungerecht behandelt fühlte. Darauf weist auch die Aussage hin, dass ihr Vater sich be-

schwert hat (S.2, 15-17). Auf einer anderen Ebene beschreibt Janin, dass sie grundsätzlich Probleme hat, sich in der Schule aufzuhalten, da sie lieber draußen ist und sich unterhält (S.2, 10-11).

Der Wunsch „draußen zu bleiben“ und sich zu unterhalten wird durch die Lehrerin sanktioniert. Andererseits erlebt sie aber auch, dass sie „draußen bleiben muss“, obwohl sie dies nicht möchte. Janin erlebt, dass sich ihr Vater auf ihre Seite stellt, aber offensichtlich wenig bewirken kann (S.2, 17).

Janin konstruiert in dem vorangestellten Interviewsegment das Bild einer Schule, die, repräsentiert durch eine „gemeine“ Lehrerin, vollkommen an ihren Bedürfnissen vorbei agiert.

Dieses Bild steht im krassen Widerspruch zu ihrer Aussage, dass die Schule in Bosnien bzw. die Lehrerin dort okay war (S.1, 50):

„Ja, Schule war okay, die Lehrerin war auch okay, aber wo ich dann in der sechste Klasse musste, da (konnt) ich nich, da sind wir hierher gekommen“ (S.1, 50-S.2, 1).

Es kommt zu weiteren widersprüchlichen Aussagen. So konstatiert sie einerseits, dass sie „immer draußen sein möchte“, aber andererseits, wie in einer darauf folgenden Aussage belegt, dass sie das „hinausgeschickt werden bei jedem Wetter“ als negative Sanktion der Lehrerin erlebt. Durch die Aussage, dass sie immer draußen sein will, begründet Janin offensichtlich ihr Fernbleiben von der Schule, während „dass immer draußen bleiben müssen“, sich auf die Sanktionen der Lehrerin bezieht:

„denn ich- wollte immer draußen (sein), ich bin (es) gewöhnt, draußen zu sein, ich liebe das, draußen zu sein, (lacht leicht auf) und's die Leuten zu sehen, mit Leuten mich zu unterhalten“ (S.2, 10-12)

„wir mussten immer ganz draußen bleiben, ob das regnet oder nicht“ (S.2, 14-15)

Bedingt durch den Krieg muss Janin ihren Schulbesuch in Bosnien abbrechen. Die Familie erreicht auf Umwegen Deutschland.

Janin bezieht sich, mit Ausnahme des Exkurses über den Schulbesuch in Bosnien, im weiteren Verlauf der Erzählung überwiegend auf Erfahrungen des Schulbesuchs in Deutschland. Zunächst erinnert sie sich, mit 12 Jahren nach ihrer Ankunft in Deutschland, einen Kindergarten besucht zu haben.

Unklar bleibt, ob es sich tatsächlich um einen Kindergarten, in dem sie aufgenommen wird oder um eine Vorbereitungsklasse an einer Grundschule handelt, in denen viele Flüchtlingskinder, die zum damaligen Zeitpunkt aus den Krisengebieten im ehemaligen Jugoslawien kamen, auf den Regelunterricht vorbereitet wurden.

In jedem Fall sollte der Besuch des „Kindergartens“ offensichtlich der sprachlichen Förderung dienen, da Janin zu diesem Zeitpunkt kein Deutsch spricht oder versteht:

„Ich (war) (unv.) zwölf Jahre alt, wo ich hierher gekommen bin, das glaub ich schon, da hab ich sofort mit der Schule angefangen, erstmal Kindergarten hab ich besucht, musste ich eigentlich, denn wir haben gar nichts verstanden, wo wir hergekommen sind“ (S.1, 16-19)

Um Informationen über die Schule (Standort/Anmeldung, etc.) zu erhalten, hat Janins Vater die bezahlte Hilfe eines Mannes in Anspruch genommen:

„und wir in der Schule angefangen haben, mein Vater wusste gar nich, der Mann hat uns gesagt, wir mussten ihm zahlen, der hat uns gesagt, wo die Schule is, was wir machen müssen“ (S.3, 11-12).

Janin berichtet zunächst von den positiven und negativen Eindrücken des Schulbesuchs im Exil. Positiv beschreibt sie, dass sie bereits zu Beginn des Schulbesuchs Freunde gewinnen kann und sofort einen Freund hat, mit dem sie die Grundschule bis zum Wechsel auf die Oberschule „schafft“:

„da hatt ich dann die Schule besucht, die erste Klasse, hatte schon Freunde gewonnen, also mit meinem Bruder zusammen, ja. Sofort nen Freund gehabt, (lacht) und dann so, na ja, habn wir die Schule mit meinem Freund zusammen geschafft, also bis siebente Klasse,“ (S.1, 19-22)

Negativ erlebt sie, dass sie mit der Lehrerin „manchmal Probleme gehabt“ hat und von den Mitschülerinnen geärgert und aufgrund ihrer Herkunft, bzw. Zugehörigkeit zur Gruppe der Roma gehänselt wird. Es kommt zu aggressiven Auseinandersetzungen mit den Mitschülern:

„ ja, das, ne, wir haben vieles erlebt, zum Beispiel Prügelei, beschimpf-, Schimpfworte, und die Lehrerin manchmal Probleme gehabt, über unsere Sprache, (wie sie) (unv.) uns geärgert haben, was wir sind, wie sie uns genannt haben, immer Zigeuner, also über unsere Land- leute sich lustig gemacht haben, fanden wir eigentlich nicht gut, ich find's es immer noch nich gut,“ (S.1, 19-27)

Eine spätere Erzählaufforderung führt dazu, dass Janin diesen Erzählstrang noch einmal aufgreift:

„Ja, ja (...) mich interessiert (..), wie du den Schulbesuch hier erlebt hast, ob du darüber noch was erzählen kannst, du hast schon auch erzählt, das darüber mh? Dass es nich so gut war.

P: Es ging nich so gut. In Bosnien jedenfalls nich, aber hier schon ein bisschen,

I: Ach so, mh das war über Bosnien.“ (S.3, 34-38)

Janin differenziert nun ihre Aussage, in dem sie äußert, dass die Lehrerin und die Mitschüler in Deutschland okay waren.

Die Zwischenfrage und die Äußerung, dass sie ja bereits erzählt habe, dass es in der Schule nicht so gut war, bewirken unter Umständen, dass sie diese Einleitung wählt, um auf das unterschiedliche Erleben des Schulbesuchs in Bosnien und Deutschland hinzuweisen:

P: „Ja, (hier), die Lehrer(in), die Freundinnen, die Jungs alle eigentlich die warn a- alle okay mit uns“ (S.3, 39-40)

Sie berichtet dennoch, dass sie auch in Deutschland „manchmal“ den Vorurteilen der Mitschüler in der Schule ausgesetzt war und sich nicht von der Lehrerin geschützt fühlte, die „nicht dazu kam“ die Aussagen der hänselnden Klassenkameraden zu relativieren:

„aber (...) manchmal, wenn sie uns gesehen haben, so, wir kamen ja nie dreckig, wir warn immer sauber, aber die habn immer uns Zigeuner genannt, wir passen nich zu denen, (wir mu-) sollten wir raus, aus diesem Land, ja, die Lehrer(unv.) k(am nich dazu), zu (uns) was zu sagen, (unv.) zu sag(unv.), äh sagt das nicht Kinder, die sind genau w- solche Kinder wie ihr, außer dass die anderen Sprachen sind, 's geht uns ja nichts an, ob die Läuse haben, ob die dreckig sind, ob die irgendwas essen, oder ob die Muslem sind, oder nich,“ (S.3, 40-46)

Weitere Beschreibungen beziehen sich auf einen späteren Zeitpunkt in Janins Schullaufbahn, als sie bereits 15 oder 16 Jahre alt ist und die Schule aufgrund verschiedener Zwischenfälle verlassen muss. Zunächst schildert Janin, dass sie von ihren Mitschülern verleumdet worden sei, auf dem Schulflur geraucht zu haben und bezieht den anschließenden Rauswurf aus der Schule auf diesen Vorfall:

„denn hat da'n Freund, durft ich eigentlich nicht haben, d(a) hat d(er) mal geraucht, dann haben die rausgeschmissen, daraus kam, dass mich eine verpetzt hat, (eigentlich gelogen) hat, auf mich, dass ich auch rauche, damals hab ich nich geraucht, war ich fünfzehn und sechzehn, habn die mich auch rausgeschmissen, wegen Rauchen und so, denn die Schule war da darf- durftest du nich rauchen, nich auf'm Flur bleiben, nicht in Toiletten sich verstecken, oder irgendwas da machen, kaputtzumachen“ (S.3, 46-50 und S.4, 1-2)

Dann kommt sie auf einen weiteren Zwischenfall zu sprechen in den sie verwickelt wurde. Bei einer Rangelei im Sportunterricht wird von ihr unbeabsichtigt die Glocke, die den Schulalarm auslöst, beschädigt, so dass die Feuerwehr kommen muss:

„da hab ich dann bloß einmal Fehler gemacht, sind wir im Sport gegangen, ein- hab ich mi(t) mit nem Mädchen geprügelt, dann geht das Alarm aus, wo ich so gemacht hab, is (ja) kaputtgegangen, kam ein- eine Anzeige, da musst ich trot- äh trotzdem die Schule verlassen, und wieder ander(in der) Schule gehen, da hat mein Vater je(unv.), (ich hab) gesagt dass ich es nicht war, und ich war das auch gar nicht, ich hab das nich mit Absicht gemacht, ich hab das gar nich gesehen, (sondern) die Mädchen haben mich weggeschoben, und dann hab ich das ähm kaputtgemacht. Und die (eintausendzweihundert Mark bezahlt dafür, (unv.) keinen andern, weil die Feuerwehr kam und so (unv.), ja, phh“ (S.4, 2-11)

Zunächst macht Janin diese zwei Vorfälle für den Rauswurf aus der Schule verantwortlich. Es folgt eine lange Erzählung, die in Verbindung mit einem Sportlehrer der Schule steht, durch den sie sich diskriminiert fühlte:

„ja und wir hab'n nen Sportlehrer, der war auch nich zufrieden mit uns, denn die sind Zigeuner hat er uns genannt, jeden M- jedes Mal hat er uns Zigeuner gesagt, ihr könnt nix, ihr kapiert nix, ihr seid viel zu doof dafür, denn- ihr würdet das niemals lernen können. Da hab ich dann trotzdem dem gesagt, wir werden es sehen, (lernen) und äh machen, wie Sie haben wollen, dann werden Sie sehen wie wir das machen. Wir werden uns nich mehr so ne(nnen-) nennen wollen. Da hat er dann zu mir gesagt ähm, sind- sie- sind Zigeuner, und Sie bleiben für mich Zigeuner, mir ist es scheißegal, was Sie sind, aber ich nenn Sie so wie ich m- wie es mir passt, da hab ich dann meinen Vater gerufen an der Schule, is er gekommen hab ich meinen Vater gesagt, und die haben meinen Vater rausgeschmissen, denn er durfte gar nich in der Schule kommen, die sagten das, außer zum Elternabend, Altenabend, (atmet leise seufzend:) tja, ja, dann haben wir, wir, ich und mein Bruder, wir haben dann (gut doch mit'm) Sport ge(gangen-), gemacht, und auch gelernt und so, hat er doch eingesehen, ein Jahr lang, dann hat er gesagt "Ja ihr seid okay, es tut mir leid und so", aber trotzdem war nich mit uns zufrieden, weil wir sind ja Zigeuner, fand ich immer noch nich gut, und ihn war das eigentlich scheißegal. Ja dann und sind wir zu den Vorlesungen gegangen, er hat mich dann nich da rein gelassen, er sagte ich könnte das nich, und ich durfte das nich, aber die Lehrerin hat mich da eingeladen, ich musste das machen, und dadurch wo er mich nich rein gelassen hat, da musst ich draußen bleiben, und eine Lehrerin raus gekommen, mit mir die Fragen zu stellen und (ich soll die) beantworten, hab ich auch gemacht, und wo ich gesagt habe dass er mich rausgeschmissen hat, haben die nich geglaubt, denn die soll- (äh) die wollten gar nich uns glauben, sie sagten wir lügen nur, ja. Mein Bruder (habn) die schon oft geschlagen auch, also wenn er irgendwas gemacht hat, auf der Finger bekommen hat er, auf den Po, überall irgendwie hat er den geschlagen (unv.), die Frau (Name der Frau, d.A.) heißt die, das weiß ich immer noch, ja und der Sportlehrer dem war das scheißegal, der der mochte uns sowieso ja nich“ (S.4, 13-39)

Die Erzählung erinnert an Janins Erleben des Schulbesuchs in Bosnien. Wieder berichtet Janin von starken Sanktionen durch einen Lehrer, wobei sie den Grund für die ungerechte Behandlung darin sieht, dass sie Roma ist. Dies zeigt sich in dem Zitat des Lehrers, welches sie anführt.

Dennoch erklärt Janin (S. 3, 46-S.4, 11 und S. 4, 13-39), dass die Schule für sie okay war, und begründet diese Aussage damit, dass sie dort viel gelernt hat (S.4,11-12).

Auf die Nachfrage der Interviewerin äußert Janin, dass sie die Schule erst mit 17 oder 18 Jahren verlassen hat. Der Rauswurf aus der Schule, den Janin mit den beschriebenen Zwischenfällen begründete, führte voraussichtlich lediglich zu einem Schulwechsel⁶⁴:

„I: Kannst du erzählen, wie das war, als du die Schule beendet hast? Kannst du (bisschen) da was zu sagen?

J.: Ja, dann bin ich voll(jährig) geworden oder achtzehn Jahre alt geworden, die haben mich nicht mehr zugelassen in diese Klasse, denn nur bis siebzehn oder sechzehn, aber ich bin schon voll(jährig), dann musst ich die Schule verlassen nämlich, denn da- damals hab ich mir (dann kein) (unv.) (in der) Schule mehr gesucht, oder so, hatt ich mich nicht interessiert, denn die haben mich rausgeschmissen na hab ich n Zeugnisse bekommen und so alles, war ich eigentlich auch gut manchmal, manchmal nicht gut, die Lehrerin wollte mich (noch) da haben, Frau (Name der Frau, d.A.), aber die Chefin nicht. Ähm sind- hab ich den Schulab-Schulabschluss bekommen auch, habn die aber nicht gegeben, hatt ich schon gesehen und so alles,denn die haben das behalten, die sagten wenn ich jemals brauchte, wer ich mir das abholen,(unv.) problemlos, aber dazu brauchten dann meine Eltern zu unterschreiben, und ich kann das nicht so selbst bekommen,

I: Das ist ja ungewöhnlich. Mmh, weil du ja volljährig warst ne?

P: Weil ich volljährig war durft ich nicht mehr in diese Klasse,

I: Ja

P: denn diese Klasse war ja nur von- dreizehn bis sechzehn siebzehn Jahre alt, und ich bin schon achtzehn, / Ja/dann durft ich nicht“ (4,44-50 und 5,1-13)

Nach Beendigung dieser Schule interessiert sich Janin nun zunächst nicht mehr für die Fortsetzung der Schullaufbahn, da sie dort „rausgeschmissen“ wurde:

„denn da- damals hab ich mir (dann kein) (unv.) (in der) Schule mehr gesucht, oder so, hatt ich mich nicht interessiert, denn die haben mich rausgeschmissen,“ (S.5, 1-2)

Nach dem Schulbesuch gerät sie zunehmend ins Trudeln:

„da hab- da hatt ich keine Schule, wusste ich eigentlich gar nicht mehr was ich machen soll“ (S.5, 36-37)

Sie wird auf ein häusliches Leben zurückgeworfen, das ihr zu eng ist und keine Perspektive bietet, so dass sie sich schließlich doch wieder um einen Anschluss bemüht:

„da hab- da hatt ich keine Schule, wusste ich eigentlich gar nicht mehr was ich machen soll, dann kam das dass wir wieder umgezogen sind, in der- (Name der Straße) Straße, da (fand) ich die (unv.) zum Beispiel hier, wo ich sowas lernen konnte, da bin ich auch hin-

⁶⁴ Dies erschließt sich nicht eindeutig aus ihren Äußerungen.

gegangen wieder, dann wieder, Bosnisch und Deutsch, drei Jahre lang hab ich besucht, ja dann fand ich das auch noch gut, also- nämlich der Lehrer hat mir auch Zeugnisse gegeben, und so was alles, aber musste ich zahlen nämlich für die Schule, jeden Monat fünfunddreißig Mark, wenn im einen Wo- in Woche zweimal hatt ich nur bloß besucht, nicht so oft, da hatt ich nämlich keine Freunde oder so, jemand, die wollten sich nicht mit mir befreunden, ich weiß nicht warum, immer noch kapier ich nicht, die wollten immer unter sich sein, die habn hinter- hinter meinem Rücken gelästert und so, gelacht, warum ich so alt bin und warum ich solche Schule besuche, denn die warn alle jung, sechzehn, siebzehn Jahre, die (zwei drei) Schule besucht haben, und die fanden immer das (...) irgendwie ph blöd glaub ich, denn die haben trotzdem nicht kapiert, warum ich das mache, dann wollt ich denen auch zeigen, warum ich das machen will, und die wollten das nicht wissen, die hatten damals auch meine Gefühle gebrochen also, ja, die Lehrerin hat mich denn auch rausgeschmissen, auch wegen Rauchen, ich durfte da nicht rauchen, ich durfte nicht viele Fragen stellen, wo ich Fragen stellen wollte, und darauf hab ich (...) immer schlecht reagiert denk ich, ich wollt immer die Fragen wissen, oder dass mir irgendjemand beantwortet, die wollten das nicht, denn es war (...) Schule, die verschlossene Schule war das, da durfte (..) nicht so viele Leute gehen, oder viele Leute davon wissen, weil die- wolln ja dass niemand (...) dass dahin geht, und ph ja, dann hab ich auch die Schule verlassen, (...) zweite(ns), bin (ich) auch noch zu bosnische Schule gegangen, zwei drei Monate, bosnische Schule hab ich schon fertig, also, was ich in Bosnien gemacht hab und hier, is alles fertig, bis elfte Klasse“ (S.5, 36-50 und S.6, 1-12)

Auch in der „verschlossenen“ Schule⁶⁵ findet Janin keinen Halt. In ihrer Erzählung stellt sie heraus, dass sie sich wegen ihres Alters ausgegrenzt fühlte und nicht in die Klassengemeinschaft integriert war. Wieder erfährt sie, dass eine Lehrerin ihr Verhalten mit einem Rauswurf sanktioniert und sich nicht mit ihr auseinandersetzt, z.B. ihre Fragen beantwortet. Die erneuten Ausgrenzungserfahrungen führen zur Kapitulation. „die hatten damals auch meine Gefühle gebrochen“.

Alternative Ausbildungsmöglichkeiten erscheinen auf Grund der Aufenthaltssituation nicht erreichbar:

„sollt ich zu (unv.) sagt man des, (sone) (...) Ausbildung machen und so, durfte ich nicht, denn ich hatte nicht genug Visum bekommen, wir hatten nun bloß mal sechs Monate, und wenn man sechs Monate hat, war das so, dass man nicht nicht machen durfte, ja außer wenn man ein Jahr hat oder mehr als ein Jahr, dann hab ich das auch nicht gemacht, hatten die mich eigentlich einen Vorschlag gegeben, damit ich nach (Name der Stadt in Bosnien) geh, ich alleine, damit ich da meine Ausbildung mache, mein Arbeit finden könnte, eine- Wohnung mit nem andern Leuten auch bekomm, habn meine Eltern nicht zugelassen, dass ich wieder dahingehe, und ich hatte auch Angst, dahin zu gehen, aber wollte trotzdem dahin gehen, damit ich irgendwas aus mir mache, hab ich aber trotzdem nicht geschafft. Alles durch mein Eltern zuliebe. Weil die habn- hatten Angst um mich, damit ich da hingeh, alleine, meine Mutter wollte dass ich hier irgendwo in (Name der Stadt in der BRD) das mache, und das ging nicht, da wusst ich gar nicht mehr was ich machen will.“ (S.6, 12-25)

⁶⁵ Leider kam es hier zu keiner genaueren Erläuterung, um was für eine Schule es sich gehandelt hat.

Janin gerät in eine Situation, in der sie sich zunehmend handlungsunfähig und machtlos erlebt. Sie weiß nicht mehr, wie sie sich aus dieser Situation befreien kann. Sie erwägt in der aussichtslos erscheinenden Situation sogar, in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Diese Alternative scheidet vor dem Hintergrund, dass ihre Eltern sie nicht gehen lassen wollen.

Die zahlreichen, planlos erscheinenden Bemühungen sich zu qualifizieren und nach Beendigung der Schule wieder Fuß zu fassen, um so ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu steigern und das wiederholte Scheitern daran, repräsentiert ein ständiges Hin- und Her zwischen der Intention, sich im Exil zurechtzufinden, und der Unmöglichkeit, hier Fuß zu fassen:

„Ich hab vieles versucht, (unv.) hab- hab ich nichts-, bis jetzt gar nicht gefunden, immer hab ich nachgefragt, wenn ich irgendwo gearbeitet habe, da hab ich gefragt ob die mir ein Zeugnis machen könnten, weil ich da gearbeitet habe, zum Beispiel dass ich Zeugnis bekommen, und zum Arbeitsamt gehe, ich hab gearbeitet, also geben Sie mir jetzt ein un (unv.) oder jedenfalls (unv.)ich in Deutschland bleibe, (unv.) ich arbeiten kann, ich kann gut deutsch, aber nich schreiben und lesen so gut, aber trotzdem will ich mich gut mit Leuten verstehen können, und die wollten mir das nich geben“ (S.8, 42-49)

Erst durch die Aufnahme einer illegalen Tätigkeit im Restaurant ihres Onkels erhält Janin den akzeptierenden Rahmen, den sie benötigt, um zur Ruhe zu kommen und arbeiten zu können. Der Onkel wird zur Schlüsselfigur auf ihrer Suche nach Halt und Orientierung:

„jetzt seit zwei Jahren bin ich bei meinen Onkel, mach (unv.) son Ausbildung (für) Restaurant, kennt eigentlich keiner, weiß keiner, außer jetzt Sie zum Beispiel und meine Eltern, (seufzt ausatmend:) ja, ich übe auch da bisschen deutsch, zum Schreiben zu lesen, und find's sehr gut nämlich, denn weil ich was gefunden habe, mein Onkel(s) ist sehr nett zu mir, sein Restaurant ist- okay, seine Leute, die Kunden seine und so, die sind alle auch okay, die- mit den Leuten versteh ich mich gut“ (S.8, 42-49)

Parallel zur illegalen Beschäftigung bei ihrem Onkel unterstützt dieser sie dabei, eine legale Ausbildungsmöglichkeit zu finden:

„durch meinen Onkel, hatt ich noch eine Schule gefunden, wo ich was machen könnte, da wollt ich nich hin, das war viel zu weit für mich, im (Rathaus), (...), da musst ich bloß zwei Mark zahlen, jeden Tag wenn ich komme (...). Da gabs jeden Tag (zu kommen.) Jede Stunde kostet zwei Mark, wollt ich hingehen, aber war viel zu weit, und dann hat mir auch die Lehrerin Fragen gestellt, die ich nich beantworten wollte, ja und dann ja (..) mich eingetragen da, und so, ich bin da nich hingegangen, da haben die mir jedes Mal Einzahlung geschickt, hatt ich nicht bezahlt, hab ich jetzt Termin bekommen und muss ich mich da melden,

I: Was is das für ne Schule?

P: (fürs) Ausbildung. Also, Beruf oder- Berufsschule heißt das, weil- da- unten gibts'n Deutschkurs, nämlich heißt das, glaub ich so, und am dreiundzwanzigsten Dritten hab ich einen Termin,

I: Ah ja.

P: mhm,

I: Du hast da nen Deutschkurs gemacht. Mhm?

P: Mh- hab ich nich gemacht, aber

I: Ach so

P: ich hatte mich da e- eingetragen und so dass ich das mache, und die Lehrerin heißt Frau S., die is ziemlich nett und so, aber dann haben die mir gesagt, dass ich nich dort machen könn (te), weil ich werd (dieses) Jahr einundzwanzig, die nehmen nur bis von achtzehn bis zwanzig, man muss-, also zwei Jahre, und mehr nehmen sie nich an, und da durft ich nich mitmachen, und deswegen musst ich zu diesen (Vernehmung) und, dass sie mir (unv.) Ablehnung gegeben (hat).“ (S.8, 49-50 und S.9, 1-23)

Janin kann zunächst nicht plausibel erklären, warum der letzte Schulbesuch wieder gescheitert ist. Auf die Nachfrage der Interviewerin hin kommt sie erneut auf ihr Alter zu sprechen, das sie von der Teilnahme ausschließt.

Trotz dieses gescheiterten Vermittlungsversuches durch den Onkel, hat sich Janin bis zum Tage des Interviews die Hoffnung bewahrt, über ihren Onkel oder mit seiner Hilfe eine legale Tätigkeit finden zu können:

„zum Beispiel mein Onkel is fünfunddreißig Jahren hier, hat sein eigenes Restaurant, sein Haus hier, alles, (...) is auch, nich so weit von hier auch, is auch ziemlich gut, (Räusperrn) kann man sagen, ziemlich reicher Mann, hier (...), also, aus unserer Familie, is von meinem Vater der Bruder, (hustet) und er hat auch gute Kenntnisse, also kennt sich mit so guten Leuten und- er- sagt auch manchmal, dass (es am besten wäre) weil ich kann sehr gut deutsch reden, damit ich was finde, und wenn er w- was finden sollte, würd er mir auch anbieten wollen, aber dadurch, dass er mir ja nicht so viel anbieten kann, muss er erstmal (...) sehen, was er wirklich richtig gut für mich is, dass er findet, dann es mir anzubieten, denn er will nich was Schlechtes mir anbieten, sondern was Gutes.“ (S.10, 33-43)

Janins Versuche, theoretisch zu erfassen und zu begründen, warum sie sich in Deutschland zur Aufnahme einer illegalen Tätigkeit entschieden hat, führen zu einer Erzählung über die Arbeitsbedingungen in Bosnien bevor der Krieg ausbrach:

„aber damals gabs nich, ob du schwarz arbeitest oder angemeldet oder so, da gab's einfach Arbeit, wenn du dir was gesucht hast, hast du's gefunden, und hast gearbeitet, da war auch keiner interessiert zum Beispiel was du arbeitest, was du nich arbeitest, und m- wieviel du Geld dafür bekommst, oder wie wenig oder zu viel, jedenfalls hatten die immer genug, Strom zu zahlen, Wasser, Essen, Sachen zu einkaufen und so, alles hatten die gehabt.“ (S.19, 29-35)

Janins „Entscheidung“ für eine illegale Tätigkeit, die es ihr ermöglicht etwas Geld zu sparen, erscheint auch in Verbindung mit der Äusserung plausibel, dass sie eine mögliche Rückkehr

nach Bosnien nicht ausschließt (S. 19, 35-50) und erklärt sich im Kontext der unermüdlichen, gescheiterten Bemühungen um die Aufnahme einer legalen Tätigkeit.

3.2.2.6. Resümee

Betrachten wir den von Janin dargestellten Prozess ihrer schulischen Sozialisation im Exil chronologisch, so stellen wir fest, dass bereits das Finden der Schule gleich nach der Ankunft in Deutschland von ihr problematisiert wird. Gleichzeitig belegt Janin, indem sie die Dimension der Bemühungen schildert (das Zahlen von Geld an einen Mittelsmann), dass den Eltern an ihrem Schulbesuch viel gelegen ist. Der anschließende Besuch eines Kindergartens wird von Janin in denselben Zeitraum datiert, aber nicht weiter ausgeführt. Leider konnte im Nachfrageteil hierzu keine genauere Information eingeholt werden. Diese erste Phase des Kontaktes mit dem Bildungssystem in Deutschland wirft bereits einige Fragen auf. Was bedeutet es für Janin, zu erleben, dass sie, obwohl sie bereits 12 Jahre ist, auf Grund ihrer sprachlichen Entwicklung zunächst einen Kindergarten besuchen muss? Muss sich Janin in einer Einrichtung, die offensichtlich für kleinere Kinder vorgesehen ist, im Alter von ca. 12 Jahren nicht völlig fehl am Platz fühlen?

Der von ihr im Verlauf des Interviews immer wieder thematisierte Einfluss ihres Alters auf den Verlauf ihrer Schulkarriere könnte hier möglicherweise schon von ihr eingeführt werden. Bezeichnend ist, dass Janin das Ende des Schulbesuches mit dem Hinweis auf ihr Alter markiert. Janin hebt in den Darstellungen ihrer schulischen Sozialisation immer wieder hervor, dass die Erfahrungen zu alt zu sein, um die Schule noch zu besuchen bzw. von anderen auf Grund des Alters verlacht oder ausgegrenzt zu werden, neben anderen Diskriminierungserfahrungen, ihre Bildungsbiographie in Deutschland prägen. Die Dynamik der Erleidensprozesse zeigt sich vor allem in den Detaillierungsversuchen der Erzählungen, die in Verbindung mit Erfahrungen der Diskriminierung in der Schule stehen. So entfaltet Janin z.B. eine Belegerzählung über die ungerechte Behandlung durch einen Lehrer (S.4/3-39) mit großer Genauigkeit. Auf die Darstellung dieser überaus erniedrigenden Situation, bei der sie sich ungerecht behandelt fühlt, folgt die Feststellung, dass sie der Lehrer sowieso nicht mochte. Durch die Diskriminierungserfahrungen im institutionellen Kontext, die mit der Abwertung der eigenen Person und ihrer Eltern⁶⁶ einhergehen, entsteht zunehmend eine Kluft zwischen Janins Empfindungen, sich um einen erfolgreichen Schulbesuch zu bemühen und den tatsächlich ableh-

⁶⁶ Auch Janins Vater wird von den Lehrern gemaßregelt und nicht angehört, als er ihr helfen will (S.4, 20-23).

nend und befremdend erlebten Strukturen, die ihr dabei begegnen⁶⁷. Die schulische Verlaufskurve zeigt, dass der Erleidensprozess zunehmend in einen Orientierungsverlust mündet und sich die Informantin nachhaltig fremd bestimmt und ausgegrenzt fühlt, wenngleich sie immer wieder bemüht ist, ihre Schullaufbahn positiv darzustellen. Janins Lebensplanung ist durch die Angst und das Verbot der Rückkehr⁶⁸ durch die Eltern, bei gleichzeitiger Duldung im Exil, objektiv bereits eingeschränkt. Hinzu kommt die Verlaufskurvenentwicklung in ihrer schulischen Sozialisation, die sich erschwerend auf eine Perspektiventwicklung auswirkt. Durch die Schilderung der Träume belegt Janin, dass auch eine Verheiratung für sie in absehbarer Zukunft nicht in Frage kommt.

Andererseits verweist die Informantin in diesem Interviewsegment auf eine vorbelastete Familiensituation, die Rückschlüsse auf eine erhöhte Vulnerabilität der Familie zulässt, und das Risiko einer deutlich größeren oder schwergradigeren posttraumatischen Belastungsstörung beinhaltet (vgl. Rasch, et. al. 1999, S.285).

Möglich ist, dass eine vortraumatische Psychopathologie vorliegt, die das Trauma der Flucht zudeckt, aber die Bearbeitung der Gesamtproblematik erschwert (Becker, 1989, S.164).

3.3. Kontrastierung der Fallbeispiele Lydia und Janin

Für beide Informantinnen stellen Autonomie und Gerechtigkeit, hier auch angeführt als Gefühle, die in Beziehung zur Freiheit bzw. freien Entscheidungen gestellt werden, einen hohen Wert dar, den sie im Verlauf des Interviews hervorheben⁶⁹. Zugleich fühlen sich beide Informantinnen, allerdings in unterschiedlicher Weise, immer wieder fremdbestimmt. Das subjektive Erleben der Einschränkung und Fremdbestimmung, das zunächst im Kontext des Krieges entsteht, findet Ausdruck in Schilderungen der Flucht und mündet in Erfahrungen erheblicher Eingriffe in die Integrität der Familie. Diese Erfahrung der Entmachtung der eigenen Eltern,

⁶⁷ Die familiäre Verlaufskurve, die möglicherweise durch den Tod des Bruders ausgelöst, sich nun in dem delinquenten Verhalten ihres inhaftierten Bruders und in den Folgen der unstandesgemäßen Verheiratung eines anderen Bruders fortsetzt, scheint als Hintergrundkonstruktion in der biographischen Erzählung von Janin ebenso auf, wie Erleidensprozesse, die durch die Verfolgung und traumatische Erfahrungen auf der Flucht forciert werden.

⁶⁸ „hatten die mir eigentlich einen Vorschlag gegeben, (...) damit ich nach (Name der Stadt in Bosnien) geh, ich alleine, damit ich da meine Ausbildung mache, mein Arbeit finden könnte, eine- Wohnung mit nem andern Leuten auch bekomme, habn meine Eltern nich zugelassen, dass ich wieder dahingehe, und ich hatte auch Angst, dahin zu gehen, aber wollte trotzdem dahin gehen, damit ich irgendwas aus mir mache, hab ich aber trotzdem nich geschafft. Alles durch mein Eltern zuliebe. Weil die habn- hatten Angst um mich, damit ich da hingeh, alleine, meine Mutter wollte dass ich hier irgendwo in (Name einer deutschen Stadt) das mache, und das ging nich, da wusst ich gar nicht mehr was ich machen will.“ (S.6, 17-25)

⁶⁹ Beide Informantinnen verknüpfen „Arbeit zu haben“ mit Autonomie.

die massive Verletzung der Familienmitglieder, sowie die Erfahrungen, traumatischen Situationen ausgeliefert gewesen zu sein, spiegeln sich besonders in Janins Erzählung in vielen Episoden wider, während Lydia vor allem auf den eklatanten Bruch zu sprechen kommt, den die Trennung von ihrer Familie für sie bedeutet hat. In diesem Zusammenhang versucht sie sich zu erklären, was die zurückliegenden Erfahrungen für ihr Leben bedeutet haben. Diese Reflexion der zurückliegenden Erfahrungen, z.B. des Verlustes der Großeltern, nimmt Janin in ihrer Erzählung nicht vor. Im Verlauf des Interviews unternimmt Lydia zudem den Versuch, ihre Rolle als geduldeter Flüchtling und Ausländerin zu erfassen und diese Erfahrung theoretisch einzuordnen, in dem sie die Wirkung gesellschaftlicher Ausgrenzungs- und Unterdrückungserfahrungen und der Migrationserfahrung zu beschreiben versucht. Janin schildert vor allem selbst erlebte Ausgrenzungserfahrungen, die sie überwiegend auf den schulischen Kontext bezieht und auf die Stigmatisierung als Roma zurückführt, wobei sie an einer Stelle im Interview die doppelte Stigmatisierung als Flüchtling und Roma erwähnt. Lydia schildert die Ausgrenzung als Ausländerin auf einer allgemeineren Ebene, die selbst erlebte Erfahrung der Ausgrenzung wird nicht konkret an Beispielen belegt.

Während Janin aktuell erlebt, dass sie nur illegale Arbeit findet, reflektiert Lydia sehr bewusst, dass ihre Entscheidungsspielräume im Hinblick auf die Aufnahme einer gewünschten Ausbildung stark eingeschränkt sind. Lydias Erzählung spiegelt resignative Tendenzen im Hinblick auf den Sinn ihres Schulbesuches wider und versetzt sie in eine prekäre Lage der Perspektiv- und Hoffnungslosigkeit, die das Risiko eines Schulabbruchs ebenso beinhaltet, wie ein depressives Verharren in der gegebenen Situation. Das Motivationstief fördert möglicherweise aber auch passive Verhaltensweisen, die eine Befreiung aus der negativ wahrgenommenen, blockierenden Situation im Hinblick auf die Zeit nach dem Schulbesuch erschweren. Hinweise auf protektive und unterstützende Faktoren, die das Scheitern oder Zerschlagen an dieser Situation verhindern können, finden wir in ihren Ausführungen über Identität stiftende und stabilisierende Einflüsse in ihrem Leben (z.B. über ihren Glauben etc). Protektiv auf die Bewältigung dieser aktuell erlebten kritischen Lebenssituation kann sich für Lydia auch ein bis dato objektiv gradliniger Schulverlauf auswirken. Die Ausführungen von Janin legen Vermutungen nahe, dass die Informantin zwar subjektiv benennen kann, dass ihr immer wieder Unrecht widerfahren ist, sie sich diesen Erfahrung jedoch immer wieder schicksalhaft gegenüber sah, ohne sich aktiv daraus befreien zu können. Protektiv erfährt Janin in der Vergangenheit und der aktuellen Situation den Rückhalt einer familiären Gemeinschaft, auch wenn diese bereits durch den Tod der Großeltern erheblich erschüttert worden ist. Die Unters-

tütungsleistung zeigt sich unter anderem am Beispiel der Krisenintervention, als sie, ausgelöst durch ihre Träume, einen totalen Kontrollverlust erlebt und spiegelt sich auch darin wider, dass sie bei ihrem Onkel eine Beschäftigung aufnehmen konnte, der sie auch bei der Suche nach einer legalen Beschäftigung unterstützt. Das Bewältigungshandeln im Hinblick auf eine Perspektiventwicklung ist in Janins Fall von erheblichen Anstrengungen geprägt, erneut im schulischen Sektor oder auf dem legalen Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, wenngleich ihre Bemühungen auf eine zunehmende Hilflosigkeit sich zu orientieren hinweisen.

Lydia steht erst an der Schwelle des Übergangs in den (schulischen) Qualifizierungsbereich. In dieser Phase verdichtet sich die negative Ergebniserwartung, da sie erkennt, dass sie nicht die gleichen Chancen hat, die gewünschte Ausbildung in Deutschland zu absolvieren, wie Jugendliche, die nicht das zusätzliche Problem des befristeten Aufenthaltes haben.

In Janins Erzählung werden weitere Aspekte des Erleidens erkennbar. Sie blickt auf negative Erfahrungen in der Schule zurück, die schließlich dazu führen, dass der weiterführende Schulbesuch von ihrer Mutter nicht mehr unterstützt wird. In diesem Zusammenhang, wie auch im Zusammenhang mit ihren Berufswünschen, entsteht eine Diskrepanz zwischen ihren eigenen Wünschen und den Vorstellungen ihrer Mutter⁷⁰, aber auch im Hinblick auf die Realisierbarkeit der übergeordneten Bildungsziele. Janins Vater spielt eine wesentliche Rolle für die Entscheidungsfindung und Perspektiventwicklung. Er unterstützt sie in ihren Bemühungen einen eigenen Weg zu finden und nicht Schauspielerin oder Tänzerin zu werden, wie dies die Mutter wünscht⁷¹. Janins Wunsch, Ärztin zu werden, ist weit von ihren derzeitigen Möglichkeiten diesen Beruf ergreifen zu können entfernt. Auch die realen Bemühungen um einen Job zeigen, dass sie das Handlungsziel nicht konsequent verfolgt. Dieses Verhalten erklärt sich nicht nur vor dem Hintergrund, dass ihr der Weg, den sie gehen müsste um dieses moderne Bildungsideal zu verwirklichen, nicht bewusst ist, sondern auch vor dem Hintergrund der fehlenden Chancen, sich in der Vergangenheit im schulischen Kontext zu behaupten bzw. soziale Anerkennung zu erfahren. Dennoch hält sie an ihrem Traum fest. Indem Janin auf die orientierungsstiftende Unterstützung eines Onkels ausweicht, ist sie zunächst von erneuten Erfah-

⁷⁰ „dann hat meine Mutter gesagt, "Mach das nich, sondern sei eine Schauspielerin." (Janin, S. 7, 4-5)

⁷¹ Das vorliegende Interview lässt leider nicht erkennen, inwiefern diese liberale Haltung des Vaters erst im Migrationsprozess erworben wurde, oder bereits zuvor bestand. Gemäß der traditionellen Rollenverteilung gilt hier jedoch das Wort des Vaters, so dass Janin sich nicht dem Wunsch der Mutter fügen muss.

rungen der Erniedrigung geschützt. Warum Janin ein weiteres Handlungsziel, die Gründung einer Familie, nicht verfolgt, kann nur im kulturellen Kontext interpretiert werden. Die symbolische Darstellung des Traums verweist auf einen innerfamiliären Konflikt oder auch Auftrag, den Janin befolgen muss, der sich aber in seiner gesamten Tragweite nur schwer erschließen lässt. So kann die Unmöglichkeit einer Verheiratung auch bedeuten, dass ihr die soziale Anerkennung auf einer anderen Ebene verwehrt wird. Die Bedeutung sozialer Anerkennung in der familiären Gemeinschaft kann auch in einer Erzählepisode nachvollzogen werden, in der Janin die unstandesgemäße Verheiratung ihres Bruders darstellt.

Janins kurzfristiges Handlungsziel, das Bestreben, Geld zu verdienen, erklärt sich vor dem Hintergrund der unsicheren Aufenthaltssituation, sie möchte im Fall einer Abschiebung nicht mit leeren Händen da stehen. Die Strategie, außerhalb schulischer Institutionen nach Orientierung, Stabilisierung und Anerkennung zu suchen, kann darüber hinaus eine Reaktion auf die fehlende soziale Anerkennung (im schulischen Kontext) und Ausgrenzungserfahrungen darstellen.

Lydias Handlungsziel ist klar definiert und wäre für sie auf Grund des relativ gradlinigen Schulverlaufs in absehbarer Zeit erreichbar, wenn sie nicht durch die unsichere Aufenthaltssituation daran gehindert würde, eine Ausbildung im Medienbereich aufzunehmen. Angesichts der Tatsache, dass sie in Deutschland aufgewachsen ist, ist die Erfahrung der Benachteiligung gegenüber anderen Jugendlichen besonders bitter. Ihre Schulkarriere erscheint Lydia angesichts der eingeschränkten Partizipationsmöglichkeiten nach dem Schulbesuch geradezu sinnlos. Ihre Autonomiebestrebungen werden aber nicht nur in diesem Bereich gebremst, so darf sie sich als geduldeter Flüchtling in absehbarer Zeit keine eigene Wohnung suchen. Hinzu kommt erschwerend, dass sie sich verantwortlich für ihre Mutter fühlt, die sehr an ihr hängt und nicht möchte, dass Lydia auszieht. Das Gefühl, nicht vor und zurück zu können, wie es sich in Lydias Biographie verdichtet, kann als spezifisches Spannungsfeld im Kontext der Perspektiventwicklung sichtbar gemacht werden.

Auch in Janins Biographie baut sich vor dem Hintergrund biographischer Entwicklungen ein Spannungsfeld auf, das ihre ambivalente oder diffuse Haltung im Kontext der Perspektiventwicklung erklären kann (vgl. Kapitel 3.5.4.).

3.4. Knotenpunkte des Erleidens

Im Folgenden werden durch die Hinzuziehung weiterer Interviews spezifische Dimensionen und weitere Knotenpunkte des Erleidens erkennbar gemacht, die sich im Vergleich des Datenmaterials erschlossen haben. Rückbeziehungen auf die historischen, politischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Kontexte ermöglichen es, hier wesentliche Variablen zu erkennen, die das Erleben der Jugendlichen mitbestimmen.

In den Erzählungen einiger Jugendlicher nimmt die Auseinandersetzung mit dem Krieg im ehemaligen Jugoslawien bzw. die Auseinandersetzung mit den Folgen des Krieges eine herausragende Rolle ein.

Obwohl Erfahrungen der Ausgrenzung überwiegend auf die Zeit im deutschen Exil bezogen werden, berichten diese Jugendlichen bereits von sozialer Isolation oder von Diskriminierungen, die sich unter anderem vor dem Hintergrund kriegerischer Unruhen und ethnischer Konflikte bzw. der Diskriminierung bestimmter Bevölkerungsgruppen im Herkunftsland erklären lassen.

So konnte z.B. Nora bereits in ihrem Herkunftsland nicht mehr am herkömmlichen Schulunterricht teilnehmen, da sie als Albanerin im Kosovo verfolgt wurde:

„Da in (Name des Ortes⁹) bin ich auch nicht so in (ein) normales Gymnasium gegangen, sondern in Häuser sind wir da- haben wir gelernt so versteckt. Und manchmal ich hab so Bücher nicht zum Beispiel (nach) Hause mitgenommen, weil es war schwer, wenn in Bus zum Beispiel die Polizei (deine Sachen) kontrolliert und da albanisch sieht, dann war (es) \\\senkt die Stimme:) gefährlich.“ (Nora, S. 5, 15-21)

Andere Jugendliche können sich daran erinnern, in ihrem Umfeld vor Ausbruch des Krieges bereits erste Veränderungen wahrgenommen zu haben:

„ Weil es fing in (Name der Stadt) auch schon an so Drohungen und ja, verschieden so auf der Arbeit, meine Mutter war ne Serbin, natürlich so die Stadt ist mehrheitlich muslimisch, da kamen auch so die ersten, ja, Anfeindungen, Angiftungen, so wie's halt nun mal, na ja, in dieser Kriegpsychose üblich war.“ (Richard, S.5, 28-32)

Die Flucht, insofern diese erinnert oder thematisiert wird, verläuft unterschiedlich dramatisch. Einige der Jugendlichen mussten in den Kriegswirren bereits innerhalb des Herkunftslandes ihren Wohnort wechseln oder in benachbarte Länder fliehen, bevor sie mit ihren Angehörigen Deutschland erreichen. Einige Jugendliche berichten, dass sie erfahren mussten, wie Angehörige oder Freunde ausgegrenzt, misshandelt oder getötet wurden.

Die Flucht führt überwiegend zur abrupten Unterbrechung des Schulbesuchs, zum Teil müssen Freunde und Angehörige zurückgelassen werden.

Am Beispiel der Aussagen von Nora wird nachvollziehbar, dass die Erfahrung der Unterbrechung des Schulbesuchs und das Herausgerissenwerden aus einem gewohnten Umfeld etc., sich retrospektiv als ein leidvoller und von Verlusten geprägter Einschnitt darstellen kann. Zusätzlich belastend wirkt sich in ihrem Fall der Verlust eines Freundes aus, der getötet wurde:

„Ja, dann haben wir da gewohnt, sechs Monate bin ich nicht so zur Schule gegangen. Das war so schwer. Ich seh meine Geschwister, alle gehen zur Schule. \(\hebt die Stimme, eindringlich:) Und ich wollte immer Schule machen\ und ich bleib da. Ich hab ganze Zeit geweint. Ich hab gesagt: "Wieso bin ich hier gegangen- gekommen, weil-" (schnauft) erst mal ist schwer. Da kennst du niemanden, keine Freunde, gar nicht. Und ich hatte da meine Freunde gelassen, \(\leise:) alles.\ Und ein Freund von mir, \(\leise:) der wurde auch getötet.“ (Nora, S. 14, 15-23)

Das Gefühl der Schutz- und Hilflosigkeit wird in ihrem Fall durch die Trennung vom Vater gesteigert:

„Und als wir hier kamen, dann haben wir unsere Familie dort, die Nachbarn so nicht gesehen. Zum Beispiel mein(en, d. A.) Onkel hab ich nicht gesehen. Weil ich konnte nicht, ich hatte keine(n) Ausweis. Ich war noch nicht achtzehn und ich konnte nicht alleine zum Beispiel in eine Botschaft gehen und mein Onkel hatte keine Zeit gehabt und ich konnte nicht und wenn ich raus gegangen wär, \(\senkt die Stimme:) wer weiß, was mir passiert (wäre).\ Weil ohne- ohne Ausweis, die hätten dich geschlagen oder ich weiß nicht was. Und- und das war schwer, weil mein Vater nicht da war. Und wer konnte mir helfen?“ (Nora, S.4, 26-34)⁷²

Einige Jugendliche stellen die erste Zeit im deutschen Exil als einen prägenden Einschnitt dar. In diesen Zeitraum fällt die Sorge um Angehörige und die Erfahrung der Überforderung, die

⁷² Auf der Grundlage des vorliegenden Interviewmaterials muss davon ausgegangen werden, dass die Aufarbeitung der traumatischen Kriegs-, Flucht- und Trennungserfahrungen, auf die die Jugendlichen zum Teil zurückblicken, im Fall der Interviewpartner nicht erfolgt ist, obwohl therapeutische Hilfsangebote bestanden haben. Leider findet sich in den Interviews hierfür keine plausible Erklärung. Es ist zu vermuten, dass den Eltern diese Form der Hilfe nicht geläufig oder entsprechende Angebote nicht bekannt waren. Möglich ist aber auch, dass die Folgen der Kriegs- und Fluchterfahrung auf das seelische Wohlbefinden und die Entwicklung der Kinder von den Eltern unterschätzt wurden oder die Eltern auf Grund eigener Traumatisierungen das Leid der Kinder nicht wahrnehmen konnten. Dies kann besonders dann der Fall sein, wenn die Kinder nach außen hin gut funktionieren, wie dies z.B. bei Lara (vgl. Fallbeispiel Kapitel 3.6.1.) der Fall ist und eine Auseinandersetzung mit den traumatischen Erfahrungen eher meiden oder diese verdrängen. Während Mutter und Schwester der Interviewpartnerin therapeutische Hilfe in Anspruch genommen haben, hat Lara keine therapeutische Hilfe erfahren. Lara wollte im Rahmen des Interviews nicht über die Zeit des Krieges sprechen, da ihr diese Erinnerung zu nahe ging. Auch andere Jugendliche waren nicht in der Lage oder bereit, sich im Rahmen der Interviewdurchführung an die Zeit des Krieges und der Flucht zu erinnern. Die fehlende Aufarbeitung der traumatischen Kriegs- und Fluchtgeschichte, wie auch die Erfahrungen selbst, bergen jedoch ein hohes Erleidenspotential.

sich auch daraus ergibt, sich in der neuen Umgebung orientieren und einrichten zu müssen, ohne dass die Familien in der Regel dabei ausreichend Unterstützung erfahren.

Der Orientierungsverlust wird vor allem auf die Ankunftsphase in Deutschland bezogen, wobei sich in den Aussagen einiger Interviewpartner die irritierende Erfahrung der unvorbereiteten Ankunft in ein neues Land besonders deutlich widerspiegelt. So erinnert sich Brigitta z.B. daran, dass die Familie plötzlich im Zufluchtsland ankam und nicht wusste wohin sie sich wenden sollte:

„Und dann kamen wir hierher. Also wussten auch nicht wohin, also wir sind plötzlich so gekommen,“ (Brigitta, S. 2, 23-25)

Eine andere Informantin, Reni, die sich nur sehr diffus an die Ankunft in Deutschland erinnert, bringt die damalige Erfahrung auf den Punkt, in dem sie auf die Frage zu sprechen kommt, die ihre Mutter bei der Ankunft an ihren Vater richtet:

„Und (...), dann nach nächste Tag sind wir (nach) Deutschland gekommen, weggefahren (nach) Deutschland mit so einem Zug, ich weiß nicht genau mit was wir gefahren sind, und sind (...) hier (an)gekommen, das war (unv.), wir wussten gar nich, wir standen dann da (an) so (ei)ner S-Bahnsastion da, standen wir, genau was meine Mutter erzählt hat, standen wir dort, und (leise:) was war? Und meine Mutter so, was hat sie denn gesagt? Frag(te) meinen Vater, wo wir hin sind eigentlich“ (Reni, S. 2, 1-27)

In den Erzählungen der Jugendlichen spiegelt sich wieder, dass die erste Phase im Exil auch durch die Trauer um und Trennung von Angehörigen und die Ungewissheit um die Zurückgebliebenen geprägt ist. Diese schmerzhaften Erfahrungen markieren den Verlust der Sicherheit und Unversehrtheit der Familien.

Die folgenden Interviewauszüge spiegeln die Dimensionen und Auswirkungen der bedrückenden Erfahrungen m.E. anschaulich wider. Während Nora über einen längeren Zeitraum mit der Ungewissheit leben muss, wo sich ihr Vater aufhält und ob es ihm gut geht, erinnert sich Richard vor allem daran, dass seine Mutter in der ersten Zeit im Exil stark unter der Trennung vom Vater litt:

„Und das (das is) so schlimm geworden. Und das is einfach- man kommt nach Deutschland oder unten und (dass) man nich weiß, wo dein Vater is überhaupt, ob der noch am leben is. Und das is schon ne Geschichte, die ich nich mal mehr erzählen würde. und das is- \ (senkt die Stimme, leise:) das is schwer für mich.“ (Nora, S.12, 28-32)

„Nur die Zeit war schwierig, weil meine Mutter litt sehr stark unter der Trennung, wusste nicht wohin mit uns, war auf sich alleine gestellt. Die Verwandtschaft hatte uns- ja, so: Lasst uns in Ruhe. Also sie ist auch sehr (immer) sehr, sehr labil in ihrer Psyche. Also sie (ist), na ja, sehr, sehr temperamentvoll, heißt es, glaub ich, auf gut Deutsch. (Ist) ja, nicht

immer leicht gewesen. \(\leise:) Und, ja, und dann ist er wieder da gewesen. Und da fingen die Probleme dann auch wieder an.“ (Richard, S. 30, 18-25)

Das Erleidenspotential zeigt sich hier in erheblichem Ausmaß, so kann der dauerhafte Verlust eines Familienangehörigen oder die Trennung von einem Elternteil die Familie erheblich schwächen und verunsichernd wirken.

In der Erzählung von Sherif zeigt sich, dass die Trennung der Eltern von ihm auf den Krieg zurückgeführt wird:

„Die- (...) war'n also, als wir herkamen, die war'n also zusammen und dann sind sie so getrennt. Ich weiß auch nicht warum. Is alles wegen dies- diese(m) Krieg da is alles das so, kann man nich mehr also den anderen aussteh'n oder so is- und dann (...) ich weiß auch nicht mehr.“ (Sherif, S. 4, 22-26)

Das Zerschneiden der Familien birgt für die Kinder in der gegebenen Situation, in der sie im Besonderen auf die schützende und orientierungstiftende Unterstützung der Eltern angewiesen sind ein besonderes Risiko.

Dennoch kann auch bei faktischer Anwesenheit der Eltern nicht in jedem Fall von der Unterstützung der Kinder durch die Eltern ausgegangen werden. Dies erklärt sich auch vor dem Hintergrund einer möglichen Erkrankung oder Traumatisierung der Eltern, die zudem mit einer auf einer anderen Ebene krankmachenden Lebenssituation konfrontiert sind, die sie erheblich einschränkt und zermürbt (z.B. durch das Arbeitsverbot, etc.)⁷³.

Die Hilflosigkeit und Überforderung, aber auch die Erkrankung der Eltern, führt dazu, dass einige Interviewpartner zum Teil schon sehr früh und in hohem Maße Verantwortung übernehmen mussten. Die Folge ist nicht selten die eigene Überforderung.

So fühlt sich z.B. Lara stark unter Druck gesetzt, anderen helfen zu müssen und übernimmt sehr viel Verantwortung für ihre Familienangehörigen, aber auch für andere Flüchtlinge. Dies zeigt sich besonders prägnant in der folgenden Äußerung⁷⁴:

„Weil ich hab hier viel erlebt mit meinen Eltern, (...) wo sie- (...) was sie alles durch-machten mussten, wo sie alles hingehen mussten, muss ich dann alles für die selber machen, muss ich dolmetschen, ne Wohnung suchen, \(\lebhaft, nachdrücklich:) alles, alles überhaupt anmelden. Die w(ü)ssten nich, wie es hier geht. Weil du musst zu den Amt hin

⁷³ Vgl. zu den Folgen der Traumatisierung der Eltern auch Balluseck/Meißner, 2003, S. 77, in Balluseck, 2003

⁷⁴ Das Erleidenspotential, das sich auch aus der frühen Übernahme von Verantwortung ergeben kann, zeigt sich in diesem Fall darin, dass sich die Interviewpartnerin in erheblichem Maße unter Druck setzt, funktionieren zu müssen. Ihr bleibt wenig Raum, die eigene Geschichte aufzuarbeiten und auf die eigenen Bedürfnisse zu achten.

und her rennen, und wenn deine Mutter krank is, musst du hier hin gehn, übersetzen, und wenn noch Leute kommen: „Könnt man- deine Tochter mir übersetzen?“, kamst aus Schule, voll fertig, musstest zu den andern Leuten. Aber das hab ich dann Hilfe geleistet, hab ich gesehen, die Leute können das nich und das musst du tun.“ (Lara, S.8, 18-27)

Erkennbar werden auch in weiteren Interviews Aspekte der Parentifizierung. So kommt es z.B. im Fall von Sherif phasenweise zur Verkehrung der Eltern-Kind-Rollen, da er sich um seine erkrankte Mutter kümmern muss. Hinzu kommt die permanente Sorge der Kinder um die Gesundheit ihrer Eltern, die sich besonders prägnant in dem Interview mit Brigitta nachvollziehen lässt⁷⁵.

In den Erzählungen, in denen die Erkrankung von Familienangehörigen thematisiert wird, zeigt sich zudem der erhebliche Einfluss der Erkrankung auf die Alltagsgestaltung der Jugendlichen. Sie müssen sich um die erkrankten Eltern kümmern oder fühlen sich für den erkrankten Elternteil verantwortlich, was wiederum ihre Möglichkeit einschränkt, sich von den Eltern zu lösen. Auf einer anderen Ebene kann die Erkrankung eines Elternteiles auch zur Trennung der Eltern führen, was wiederum weitere Folgen nach sich zieht. Die Aufmerksamkeit der Eltern für die Sorgen und Nöte der Kinder ist möglicherweise über lange Zeiträume, wie im Fall von Sherif, eingeschränkt.

Wie bereits erwähnt, spiegelt sich das Gefühl, Situationen nicht kontrollieren zu können oder diesen hilflos ausgeliefert gewesen zu sein, in der wiederholten Erfahrung der Ausgrenzung und Benachteiligung wider. Auch die Ausgrenzung signifikanter Anderer, z.B. der Eltern, spielt in diesem Zusammenhang eine Rolle (vgl. Kapitel 3.5.3).

Die eigene Ausgrenzung manifestiert sich für die Interviewpartner unter anderem in der Residenzpflicht, der Meldung bei der Ausländerbehörde, der Wohnsituationen und in den einge-

⁷⁵ Brigitta bezieht die anhaltende Erkrankung ihrer Mutter unter anderem auf die schlechte Gesundheitsversorgung im Krieg:

„Und seitdem is meine Mutter so auch ein bisschen krank. Aber wenn Krieg nich wäre, dann also dann (wäre) sie nich bis dahin gekommen, wo die jetzt ist, (nachdrücklich:)weil im Krieg hatte sie keine Medikamente, keine Spritzen, keine Kontrolle. \ Wir sind auch durch Flüsse, durch Berge und dann kommt immer diese Entzündungen und so alles. Und deswegen konnte sie sich nich schützen. Sie hat sich geschützt, aber nich so, wie es sein muss.“ (Brigitta, S.6, 27-31)

Auch andere Jugendliche, wie z.B. Sherif, führen die Erkrankung eines Elternteiles vornehmlich auf den Krieg zurück.

„Ja, das hat schon mit dem Krieg zu tun. Sie hat so, wie so ein, wie sagt man das? Traumatisiert oder so. Sie hat Trauma oder so. „ (Sherif, S.16, 17-18)

„Sie kriegt Hilfe, also ja, von Ärzten, sie geht so zu Ärzte oder so. (Ja.) Na ja, ich muss sie fast immer so begleiten. Sie- wie sagt man das? manchmal, wenn sie so alleine geht, dann dreht (es) sich so in (ihrem) Kopf, dann kann sie also umfallen oder so was.“ (Sherif, S.16, 24-27)

schränkten Partizipationschancen im Bildungsbereich sowie in der latenten Unsicherheit, die sich aus dem fehlenden Aufenthaltstatus ergibt.

Der folgende Interviewauszug aus dem Interview mit Sherif illustriert, wie der Jugendliche die unsichere Situation, die sich aus dem fehlenden Status ergeben hat, erlebte:

„Dann hat das mit der Duldung oder so was angefangen. Dann hab'n die mir also zweiundvierzig Tage gegeben, dass ich hier bleiben kann. Also dann bin ich- dann hab ich gedacht auf einmal, dann geh ich nach Bosnien, also krieg Abschiebung oder- dann bin ich-dann bin ich in die Schule gegangen, hab ich gedacht, also ich gehe nach Bosnien, hab'n die gesagt, okay. Also nachher, nach zweiundvierzig Tage (habe) ich sechs Monate bekommen.“ (Sherif, S. 2,13-20)

Einige der Interviewpartner beziehen die Erfahrungen der Ungleichbehandlung oder Erniedrigung auch auf die Tatsache, dass sie „Ausländer“ sind. So erinnert sich Nora z.B. daran, dass ihre Familie bei ihrer Ankunft von der Polizei schlecht behandelt wurde, wobei sie davon ausgeht, dass dies so geschehen ist, weil in dieser Region Ausländer so behandelt werden:

„Als wir hier kamen, ich hatte auch das Gefühl zum Beispiel, da wurden wir auch von (der) Polizei so \ (eindringlich:) schlecht behandelt und als ich hier kam. Die haben uns auch zum Beispiel als- vielleicht Ausländer werden so behandelt oder so. Aber die sagen manche, dass die Polizei sind gut und nett. Die haben uns nicht so geschlagen wie da und so und terrorisiert, aber die haben uns immer so schlecht behandelt, da (bei der) Polizei, immer. Und aber die wussten, dass wir aus Krieg gekommen sind, \ (leise:) aber trotzdem.\ Vielleicht sind die auch genervt, aber-“ (Nora, S. 19, 26-34)

Als Folge der Rechtsunsicherheit treten Gefühle des Ausgeliefertseins, Ängste und Stress auf. So berichtet eine Jugendliche unter anderem von Schwierigkeiten sich unter diesen Bedingungen auf die Schule zu konzentrieren (vgl. Fallbeispiel Lydia, Kapitel 3.3.1.3). Die zermürbende Wirkung der rechtlichen Lage wird von ihr besonders stark reflektiert:

„Und, wenn du, also wenn du nicht im Krieg fertiggemacht worden bist, psychisch jetzt, dann wirst du hier fertiggemacht. Weil sie dich raus haben wollen. Und irgendwann kannst du nicht, irgendwann sagst du. "Leck mich alle am Arsch, \ich- geh jetzt. Egal was passiert, aber ich kann diesen Druck nicht mehr standhalten.“ (Lydia, S. 10, 1-5)

Eine weitere Interviewpartnerin berichtet von psychosomatischen Beschwerden, die sie einerseits auf die Erfahrung, dass „alles zerbrochen und kaputtgegangen ist“, aber auch auf das Gefühl in der gegebenen Situation gar nichts machen zu können, bezieht:

„irgendwie manchmal werd ich sehr nervös. Ich denke so viel. Das geht gar nicht zum Beispiel. Da hab ich (die) Schule nicht gemacht, hier kannst du gar nichts machen. Und die Tage gehen, weißt d(u) wirst du immer älter, älter, kannst du gar nicht(s) machen. Und ich denk manchmal, wieso haben wir das so was erlebt? Wieso? Zum Beispiel. Müssen wir das erleben und hier kommen? Weil ich hab andere Pläne gehabt, aber jetzt is alles \ (leise, dünn:) zerbrochen, alles kaputtgegangen, jetzt\ musst du was anders denken.

Manchmal zum Beispiel hab (ich) so Kopfschmerzen, \((nachdrücklich:) ich bin nich nervös oder gar nich, nur einfach so, \ ich hab (..) manchmal so eine Zeit, die (...)plötzlich kommt, \((leise:) die Kopfschmerzen, ich weiß es (nicht). \ Und (mit den) Augen seh ich gar nicht manchmal so. Oder wenn ich lese, ist alles weiß da. Weil ich lese auch gerne so deutsch und albanische so Zeitung. Aber jetzt so für Krieg und so les ich nich so viel, \((leise:) weil das wird noch schlimmer. Is- \ is schwierig. Ich lese so was anderes zum Beispiel, dass das weggeht. Ich will auch so kämpfen, ne? Nicht, das noch schlimmer wird und ich verrückt werd.“ (Nora, S.22, 9-25)

„Zum Beispiel ich hatte so n- vielleicht Vormittag war ich so \((leise:)) glücklich, danach wieder nicht. Manchmal denk ich au' so, irgendwie vergess, \ manchmal kommt das oder jede Nacht, wenn ich schlafe. Erst mal denke ich, aber danach kann ich nich schlafen so bis ein, zwei. \((leise, murmelnd:) (Ja, das-) \ ich hab versucht, jetzt so nicht zu denken. \((nachdrücklich:) Weil wenn ich denke, dann ich kann nich schlafen. \ Das wird nur schlimm.“ (Nora, S.24, 13-19)

Wenngleich nicht alle Jugendlichen ihre Gefühle so präzise und nachvollziehbar ausdrücken wie hier beschrieben, lassen die Gespräche mit weiteren Jugendlichen erkennen, dass auch sie unter zum Teil unspezifischen Stressreaktionen leiden bzw. gelitten haben, die sich auch in Verbindung mit der rechtlichen Ausgrenzung erklären lassen.

Die Erfahrung permanenter Ungewissheit darüber, wie es weitergeht, wird zur Schlüsselerfahrung im Prozess der Migration:

„Und ich- das Schlimmste war aber immer noch die- diese ständige Ungewissheit mit der Duldung und der Aufenthaltsgenehmigung, was da sein wird. Erstens bekam man sie immer auf sechs Monate ausgestellt. Zweitens war sie war die Arbeitsaufnahme und, glaub ich, jede (...) jede Berufsausbildung strikt verboten. Und ja zuerst war die Ausländerbehörde am (Name des Ortes, d.A.). Und da war es so, dass man da ungefähr vierundzwanzig Stunden anstehen musste. Und da gab's schon Szenen, da haben sich Leute wirklich hassen gelernt zum Teil.“ (Richard, S. 18, 17-23)

„Ich fühle mich jetzt wie so ein Bein rein, ein Bein raus, so. Ich weiß nich. Manchmal, ein Tag bin ich glücklich, (...) so, zwei, drei Tage bin ich traurig, ein Tag glücklich und- ich weiß nich, weil, wenn ich andre Jungs seh, so, zum Beispiel deutsche Jungs und so, weißt du? Zum Beispiel die hab'n, was die wollen und so, kriegen auch immer, was die auch denken. Und ich glaube, wenn der Krieg nich in mein Land wäre, vielleicht ich hätte das auch so haben können, weil sozusagen zu Hause war'n wir auch nich so arm.“ (Bruce Lee, S. 12, 19-26)

Einige Jugendliche reflektieren im Zusammenhang mit der rechtlichen Ausgrenzung im Besonderen die eingeschränkten Partizipationsspielräume im Qualifizierungsbereich.

Am Beispiel der Aussage von Bruce Lee wird das innerpsychische Erleben der Unsicherheit nachvollziehbar, das in seinem Fall zur Stagnation und zum sozialen Rückzug führt:

„Aber dann hat mich genervt so hin und her, so manchmal die- in irgendwelche Wohnheim sagen die, der Heim muss zu oder so oder (du musst) auszieh'n und so, hin und her dann. Hab ich gesagt, ich bleibe jetzt sitzen, bis ich nich weiß, was mit mir is, bleib ich

hier in Deutschland oder geh ich wieder in mein Land oder. Wenn ich in mein Land geh, dann mach ich da meine Schule fertig. Wenn ich hier bleibe, dann mach ich hier meine Schule fertig. Also ich warte jetz, was passiert. Ich hab jetz sechs Monate Visum gekriegt.“ (vgl. Bruce Lee, S. 20, 1-13)

In anderen Kontexten beschreiben die Interviewpartner den Verlust der Privatsphäre und Gestaltungsfreiheit, der sich aus den beengten Wohnverhältnissen im Heim ergibt. In ihren Aussagen spiegelt sich wieder, dass sie unter dem Fehlen ausreichender Privatsphäre leiden bzw. gelitten haben. Das Fehlen der Privatsphäre, wie hier beschrieben, steht auch in Verbindung mit den fehlenden Gestaltungsfreiheiten, die sich aus der rechtlichen Lage ergeben:

„Kommst du in Heim, eine gemeinschaftliche Küche, gemeinschaftliches Bad, und du wohnst in ein Zimmer wir sechs Personen. Dann, das hat mich so- und dann hat man Angst davor, dass man sich nich infiziert mit Krankheiten. Das kann, wer weiß, was jemand für ne Krankheit trägt. Keiner sagt ja: „Ey, ich bin krank. „(..) Schütze dich vor mir.“, oder so. Das hat man- also als Kind war mir das bewusst, dass das- das auch schon sein könnt, die Krankheiten überall und die Ansteckungsgefahr. und die Küche musstest schon lange bis meine Mutter Brot backt, weil das- das Herd besetzt war. Und du musstest warten, ne Stunde, bis deine Mutter die Brot- und Herdplatte kriegt, dass die was backen kann, für uns zu kochen.“ (Lara, S. 19,19-32)

„Ich kann es nich aushalten, ich könnte manchmal ausflippen, (lebhaft, betont:) das gibt's nicht, (wenn) ich sage "Ich brauch meine Ruhe, dann brauch ich meine Ruhe und fertig, aber bei diesen Zimmern geht das nicht, du hörst alles. Du du- du kriegst alles mit, du hast nich deine fünf Minuten, was ein Mensch braucht. Jeden- Jeden Tag, vierundzwanzig Stunden fast, nur Streß, Stimmen, Leute, du- du flippst aus. Das geht nich, das ist unmöglich. Und da- deswegen, ich brauch einfach meine Ruhe.“ (Lydia, S. 12, 13-21)

Das Leben in einem Ausländerwohnheim wird überwiegend negativ bilanziert, wobei auch die fehlenden Abgrenzungsmöglichkeiten zu anderen Heimbewohnern zur Sprache kommen.

Hieraus ergeben sich zum Teil Spannungen, die den Alltag erheblich mitbestimmen. Der Verlust von ausreichender Privatsphäre wird überwiegend als belastend erlebt. Die stark eingeschränkten Möglichkeiten, die Wohnsituation zu verändern, führen dann wiederum zu resignativen Gefühlen aber auch zu Aggressionen unter den Heimbewohnern, wobei die Spannungen im Heim zum Teil auch darauf bezogen werden, dass Familien unterschiedlicher ethnischer Herkunft auf engstem Raum zusammenleben müssen:

„Also hier ist- war es sehr schwierig, wenn man zur Schule geht. Es gibt manche Leute, die gehn gar nich zur Schule, die also ich kann jetz nich sagen, die sind schlimm oder schlecht oder so, nein, sondern die- die kennen überhaupt keine Grenzen. Wenn zehn Uhr is, dann is Musik aus und nich so um zwei Uhr laut gestellt. Oder Prügelei und so alles. Ein bisschen schlimm war es hier auch. Und dann, wenn du irgendjemand was sagst:(senkt die Stimme, heftig:) „Nu was, was willst du? Willst du Schläge?“ Und kannste keinem was sagen, also musst du auf dein Platz bleiben, wo du bist, also ja, (...).Und ich bin schon fast vier Jahre hier und da gibt es- da gab es früher auch noch viele Jugendliche da. Draußen war ich auch ein bisschen, aber ich hatte auch nicht so viele

Kontakte mit denen. Weil die so alle, weiß ich nicht, so komisch waren. Also es passt mir hier überhaupt gar nichts.“ (Lydia, S. 11, 2-14)

In dem folgenden Textsegment wird deutlich, dass sich die fehlende Verarbeitung zurückliegender Erfahrungen zusätzlich auf das Zusammenleben auswirken kann:

„Und ich hab da auch, ja, Jungs kennen gelernt, die so waren wie ich und halt waren wir alle so etwa im gleichen Alter, so dreizehn, vierzehn. Diese Kriegspsychose griff massiv um sich. Es waren mehrheitlich Muslime, die da vertrieben waren. Und die haben sich dann auch sehr stark als Muslime gefühlt. Ich dagegen war kein Moslem. Meine Mutter war eine Serbin. Und das war \ (nachdrücklich:) nicht so gut zu der Zeit.\ Und ich hab mich also nich- wohl nicht geschlagen, das- aber es war manchmal nicht so nett.“ (Richard, S.8, 32-39)

Im Kontext der Perspektiventwicklung kann nachvollzogen werden, dass sich die Ängste und Befürchtungen der Jugendlichen auch vor dem Hintergrund traumatisierender Erfahrungen erklären (vgl. Kapitel 3.5.1.).

3.4.1. Verluste, Verunsicherungen und Ausgrenzungserfahrungen im schulischen Kontext

Die erste Phase im Exil wird zumeist mit dem Verlust der Verständigungsmöglichkeiten in Verbindung gebracht, so auch der Erfahrung, die Sprache des Residenzlandes in der Regel nicht verstehen zu können bzw. eine neue Sprache lernen zu müssen. Darüber hinaus ergeben sich erhöhte Anforderungen für die Kinder daraus, dass sie sich in einem neuen Schulsystem orientieren müssen. Der Übergang in ein neues Schulsystem wird unterschiedlich wahrgenommen und bewältigt.

In den Aussagen einiger Jugendlicher wird der Verlust der Freunde in dieser Phase besonders stark hervorgehoben:

„Aber das war nich unten. Man hat (...) seine Freunde vermisst. Und kann man sich nich gleich mit den Schülern unterhalten. Die stehn da in der Pause und die versuchen dir was zu erklären, du verstehst nich. Du musst dich (...) an das Leben hier eingewöhnen, weil die Rechte für die Kinder sind unten ganz anders als hier. Und die hab'n hier auch mehr erlebt zum Beispiel als ich. Und wenn Ferien kamen: „Wo warst du verreist?“ In (Name der Stadt), ich (...) musste immer sagen: „In (Name der Stadt).“ Ich konnte ja nich. Und die andern: „Ich war- (...) in Frankreich oder Italien oder Spanien oder Amerika.“ Und ich musste einfach erzählen: \ (senkt die Stimme:) In (Name des Ortes).\ Nirgendwo konnt ich weggehen. Das hat mich schon unter (Druck-) das hat mir Leid getan. Also ich war schon fertig.“ (Lara, S.8, 5-15)

„Aber na ja, am Anfang war's auch schwer, sich also zu gewöhnen und so. Weil man die Sprache nich kann.“ (Ronaldo, S. 3, 7-8)

„Und dann mit Kindern hier, in (...), war's ein bisschen schwer so (...) als Ausländer und so alles. Und (du sprichst die) Sprache nicht ganz so richtig.“ (Brigitta, S.2, 36-39)

„Und da kam ich hier auch in die sechste Klasse. Ja, es war für mich sowieso ein Schock, ohne ein Wort Deutsch dann in die Schule gehen zu müssen. Das Einzige, was ich konnte, war halt Mathe. Wie in jedem sozialistischen Land war bei uns Mathematik das Hauptfach und wurde halt sehr stark vorangetrieben im Unterschied zu Deutschland, wo man es immer etwas langsamer anging. Das konnte ich halt gut. Und, na ja, dieses halbe Jahr, ich denke gern und ungern dran zurück, weil es war nicht so schön aus meiner Perspektive. Es war für mich was Neues. Ich war, was weiß ich, auch verwirrt und wusste auch nicht, wohin. Und da muss man sich ja auch erst mal damit arrangieren, dass man erstens in Deutschland ist, zweitens muss man sich da- damit arrangieren, dass man in (Name des Ortes, d.A.) zur Schule geht, was ja schon eine besondere Schwierigkeit ist, weil, ich weiß nicht, d- \((nachdrücklich:)) das war nicht nett dort.\ Ich (..) Sie müssen- Sie können sich ja wahrscheinlich vorstellen, wie's in ein Grund- in ner Grundschule aussieht, das waren nicht nur Deutsche da, es waren auch nicht nur nette, liebe Kinder da,“ (Richard, S. 7, 1-17)

Die Berührungen mit dem „neuen“ Schulsystem und der anderen Sprache werden zum Teil von Gefühlen der Scham und Unsicherheit begleitet. Die anfänglichen Verunsicherungen und Ängste ergeben sich auch daraus, dass die Jugendlichen die Sprache nicht verstehen oder aus der Angst vor Stigmatisierungen:

„Und dann (musste er in der) Schule (leicht lachend:) uns anmelden, und das war so (..) ich wollte nie (leicht lachend:) (in die) Schule gehen, ich hab mich immer so geschämt mich so geschämt, ich hatte sone furchtbare Angst, wenn mein Vater nich dabei war, ich hab die Lehrer(in) umgehau(en), weggelaufen (lacht leicht) von die Klassen, ich hab ständig die Schule gewechselt. (Eben nur) weggelaufen. (lacht leicht) (Eben nur) weggelaufen. (lacht leicht) (In sone) Grundschule kam ich, wo ich (...) gewohnt habe, (Name des Ortes), was- war das, und da bin ich geblieben, aber wenn mein Vater mich so spät nich abgeholt hat, hab ich immer so geweint, geschrien, auf die Straße und so weiter,“ (Reni, S. 1, 29-37)

„Na ja, von der ersten Klasse, also das war schon schwer, weil man die Sprache nich kann. Also man wird auch also- ja, man versteht eigentlich gar nich, man fühlt sich also so- na ja, an den erste Tag(e) wollt ich gar nich erst zur Schule gehn, weil man wird vielleicht so ausgelacht oder, oder so, na ja, wie ein Ausländer behandelt eben.“ (Ronaldo, S. 3, 19-24)

Für einige der Jugendlichen bedeutet der Eintritt in das neue Schulsystem die Zurückversetzung in niedrigere Klassenstufen oder die Zuweisung in Vorbereitungsklassen. Teilweise müssen sie, bedingt durch Umzüge, häufige Schulwechsel in Kauf nehmen. Hieraus ergibt sich für sie sowohl ein Statusverlust, wie auch der Verlust an Kontinuität:

„Ja ja, ich war- ich sollte damals also die fünfte oder sechste Klasse gehen, die hab'n mich in die vierte also zurück- und dann hab ich also (räuspert sich) so gefühlt, ich war so der Größte da in der Schule. Es war so- ich weiß auch nich, das war so ein Gefühl, kann man nich so erzählen, (ja?).“ (Sherif, S.3, 4-15)

„Ich war erst mal so in ne Vorbereitungsklasse, also war ich zwei Monate. Dann bin ich umgezogen in (ein) andere(s) Heim. Da war ich auch da zwei Monate in Vorbereitungs- klasse. Dann bin ich schon wieder (...) umgezogen.“ (Sherif, S. 12, 12-14)

„Aber in Grundschule war schon schwer. Ja. Also erst war ich in (der) Grundschule°, (Name des Ortes) dahinten. Und dann bin ich- so ungefähr war ich halbes Jahr da drin und dann bin ich in (die andere) Grundschule, da in eine Ausländer so Klasse, V drei vier. Da war ich auch irgendwie zwei Jahre. Ich hatte Schwierigkeiten mit (der) deutschen Sprache, is ja schon klar. Und dann bin- dann hab'n sie mich ungefähr zwei Jahre also nich sitzen geblieben, sondern (nur) runtergestuft, wie soll ich sagen? Und deswegen hab ich auch zwei Jahre verloren an der Schule.“ (Brigitta, S. 3, 6-15)

Negative Auswirkungen auf die Schulbesuchsmotivation durch die eingeschränkten Partizipationsmöglichkeiten zeigen sich vor allem in dem Fallbeispiel Lydia. In anderen Fällen (z.B. Brigitta, Bruce Lee, Sherif) werden vergleichbare Tendenzen sichtbar, auch wenn die Jugendlichen weitere Faktoren hervorheben, die zur Behinderung des Schulbesuchs führen bzw. in der Vergangenheit zur eingeschränkten Teilnahme führten, so z.B. die Erkrankung eines Elternteils oder die unsichere Aufenthaltssituation.

Hervorgehoben werden von einigen der Interviewpartner zudem Diskriminierungserfahrungen durch Mitschüler und Lehrer, die sich zusätzlich auf die Schulbesuchsmotivation auswirken können (vgl. Fallbeispiel Janin, Kapitel 3.3.2.). Von einigen Jugendlichen wird auch die stabilisierende Wirkung des Schulbesuchs hervorgehoben (vgl. z.B. Fallbeispiel Lara, Kapitel 3.6.1.).

3.5. Spezifische Spannungsfelder im Kontext der Perspektiventwicklung

In den folgenden Kapiteln werden spezifische Spannungsfelder herausgearbeitet, die das innerpsychische Erleben der Jugendlichen im Kontext der Perspektiventwicklung veranschaulichen können.

Andere Zusammenhänge, so z.B. der Einfluss der Eltern auf die Wahl eines Ausbildungsberufes, treten hier, aber auch in den Erzählungen der Jugendlichen überwiegend in den Hintergrund.

3.5.1. Rückkehrangst und Traumatisierung

Alle Interviewten verweisen auf negative aktuelle oder zurückliegende Erfahrungen oder negative Berichterstattungen aus dem Herkunftsland bzw. auf die andauernd problematische Situation in den vom Krieg versehrten Regionen, um ihre Entscheidung in Deutschland bleiben zu wollen bzw. zu müssen, zu erklären oder zu unterstreichen.

In den Erzählungen spiegeln sich zum Teil erhebliche Fremdheitsgefühle wider, die unter anderem auf die Spuren, die der Krieg im Herkunftsland hinterlassen hat zurückgeführt werden. Auch der Verlust der Sicherheit im Herkunftsland wird thematisiert. Einige der Jugendlichen erklären, dass sie unter den gegebenen Umständen für sich im Herkunftsland keine Perspektiven sehen.

Andere Informanten heben besonders hervor, dass sich die Bevölkerungsstruktur in der Herkunftsregion durch den Krieg zum Teil gewandelt bzw. neu geordnet hat. Andere berichten davon, dass sie in ihre Herkunftsstadt nicht zurückkehren können, da das elterliche Haus zerstört wurde oder für sie nicht mehr zugänglich ist. Sie erfahren, dass Zurückgebliebene, aber auch Freunde und Angehörige, die bereits zurückgekehrt sind, unter schwierigsten Bedingungen leben müssen und wenig Hilfe erhalten.

Die Jugendlichen, die bereits ihr Herkunftsland besucht haben, bilanzieren die Situation dort überwiegend negativ. Der Schock über die negativen Veränderungen im Herkunftsland herrscht vor.

Die Ursachen für die Veränderungen werden überwiegend als Folge des Krieges und/oder in der verfehlten Politik gesehen. Am Beispiel des folgenden Interviewauszuges wird erkennbar, dass die Interviewpartnerin sich zudem in ihrer Herkunftsregion anhaltend bedroht und unerwünscht bzw. ausgegrenzt fühlt. Hinzu kommt, dass die wirtschaftliche Situation des Landes bzw. ihrer Angehörigen, die dorthin zurückgekehrt sind, von der Informantin als vergleichsweise „schlecht“ wahrgenommen wird:

„Und die Zeit- ich bin ja nach unten- vor kurzem, vor zwei Jahren runter gefahren. Hab ich mir das alles unten angeschaut. Und wo ich da wohne, konnt man gar nicht rein. Da kommt man nich- also die schmeißen dich- die- die hab'n Gewehr da und \(\text{nachdrücklich:}\) das sieht einfach krass aus, das is nich mehr wie früher. Da gibt's da die Menschen, die Menschen sind ganz anders, weil die sind Ansiedler, die aus den andern Städten gekommen sind, weil das jetzt ne serbische Territorium ist.\(\text{senkt die Stimme, eindringlich:}\) Und es is einfach so krass, wie- was die alles aus den Häusern gemacht haben und das is (eine) Katastrophe einfach.\ Ich kann (...) nich sagen, ey, das is meine Wohnort, wo ich da gelebt hab, \(\text{senkt die Stimme, leise:}\) das is das nich mehr.\ Ich kenn es- es is ganz anders geworden, die haben alles umgebaut, umgestaltet, die Häuser sehen ganz anders aus, hab'n die alles ausgeraubt. Diejenige (die) da wohnen, ich weiß nich, woher die kommen, aus dem Dschungel, was sie da gemacht haben, einen Schweinestall produzieren. Also- und wenn man schon rein kommt, wo ich da- in das serbische Territorium steht ja alles auf kyrillisch, (soll) eigentlich nur- kommt man einfach da rein und dann sieht es- du kommst durch die Gegend, schön und alles, aber \(\text{senkt die Stimme:}\) das is nich wie früher.\ Da sind nur Serben. Deine Nachbarschaft oder die Leute, die da gewohnt hab'n, die leben nich mehr da, keiner is zurückgek- kehrt. Weil die hab'n alle Angst, die hab'n selber Angst. Weil ich bin mit mein Opa hingegangen und die- den hab'n sie einfach rausgeschmissen, \(\text{senkt die Stimme:}\) einfach raus geschmissen.\ Der

wollte sein Haus besuchen, \((leise:)\) und die hab'n ihn doch einfach rausgeschmissen und er hat keine Rechte mehr, sein Haus zu besuchen, obwohl das ihm gehört. \(\) Und das is- find ich einfach- und in mein Haus, (...) da kommt man einfach nicht rein, da kommt man einfach in- in den- in den Hof nicht rein. Die (...) die lassen es nicht zu. Und also die- meine Großeltern, die tun mir sehr Leid. Die waren auch hier in Deutschland. Und die Söhne- die sind einzig allein da unten. Die Söhne und Töchter sind alle ausgewandert und die leben unten alleine. Und \((leise, matt:)\) das Leben is für die schwer. \(\) Also die wohnen jetzt nicht mit Serben, die wohnen in ein- die hab'n n Zimmer, ne Wohnung bekommen, die werden von- die müssen die dann selber von ihrer Rente bezahlen. Hier gibt es nicht so was, so (z.B.) Wohngeld oder so. Die müssen- und die Rente- na ja, die kriegen ja zwei Renten, einmal die österreichische und einmal die bosnische, aber das is au' nicht viel. Das is überhaupt nicht viel. Und ich weiß nicht, die kommen einfach- die schmuggeln sich durch das Leben unten. D(a) sind zweihundert Mark, (mit denen) sie einfach überle(b)en müssen. Und das is (so) teuer wie hier in Deutschland. Die Preise sind genau die gleichen. Wenn man n Kilo Zucker kauft, das kostet schon zwei Mark und wie hier in Deutschland. Und so muss man leben. Aber da bauen die Leute selber was an. Können die irgendwie mal n bisschen sparen oder was verkaufen. Aber es gibt sehr viele Arme. Da sieht man Leute, wenn man durch die Städte geht, ohne Arm, ohne Bein, stehen und betteln. Und das kann ich auch gar nicht- also ich hab mich- ich hab nur geheult als ich (dorthin) gegangen bin und (sie) besucht hab. Von meinen Freunden sind vier gestorben. Und die andern sind paar ausgewandert (in die) Schweiz oder (nach) Schweden. Und die andern hab ich nicht gesehen. Eine Freundin hab ich gesehen, die hat n Kind bekommen, keine Schule gemacht, gar nichts, durch den Krieg hin und her gehuschelt. Das find ich- \((sehr leise, matt:)\) das is einfach grausam, wirklich grausam. \(\) Ich würde da unten zurückgehen, gerne, aber wenn (..) die Situation besser aussieht. Wenn das alles aufgebaut is, wenn die Wirtschaft stärker wird.“ (Lara, S.13, 16-38 und S. 14, 1-32)

Die Annahme, dass es für die Jugendlichen in ihrer Herkunftsregion „schlimm“ ist, belegt diese Informantin am Beispiel einer Freundin, die zurückgekehrt ist und drogenabhängig wurde:

„Und ich habe ne Freundin gehabt, die nach unten zurückgekehrt is und die hat sich durch Drogen \((senkt die Stimme:)\) selber kaputt gemacht. Die war ne sehr gute Schülerin. Und nach unten is sie zurückgekehrt, musste sie zurückkehren, hat sie ne Abschiebung bekommen und ihre Mutter wollte nicht was unternehmen, wollte dann sowieso zurück und die hat sich durch Drogen sehr kaputt gemacht, \((nachdrücklich:)\) die hat nichts im Leben erreicht, nicht mal n Schulabschluss. \(\) Die (zieht) einfach durch die Straßen. Und die war vor kurzem hier in (Name der Stadt), (unv. 1-2 Wörter) gekommen, hat ihr jemand Visum geschickt, als ich sie gesehen habe, ich hab gesagt: \((senkt die Stimme:)\) „Oh, mein Gott. \(\) Woher kommt sie denn?“ Das is also schlimm für die unten, für die Jugendliche.“ (Lara, S. 12, 1-13)

Auch in den folgenden Interviewauszügen der Erzählung einer weiteren Informantin werden die anhaltenden Auswirkungen bzw. die Folgen des Krieges, die sie total geschockt haben dargestellt, wenngleich sie einen weiteren Aspekt einfügt, nämlich die Tatsache in Deutschland aufgewachsen zu sein. Die Zerrissenheit, die sich in der fehlenden Möglichkeit einer Verortung oder Zugehörigkeit widerspiegelt, mündet in der Aussage „Ich hab kein Land. Das, was ich kannte is weg.“ In diesem Zusammenhang kommt sie erneut auf die Veränderungen zu sprechen, die der Krieg verursacht hat, so die anhaltenden Spannungen zwischen Angehö-

rigen unterschiedlicher ethnischer Gruppen als Folge traumatischer Kriegserfahrungen. Die Perspektiven derer, die im Herkunftsland leben, werden überwiegend negativ eingeschätzt:

„Das was ich kannte is weg. Und ich gehör jetzt nirgendwo hin. Und Menschen die sich früher gemocht haben, die okay miteinander waren, die hassen sich jetzt. Ich sag jetzt nich dass (das) immer sein wird, natürlich, irgendwann mal wird sich das legen, irgendwann mal werden die's kapieren, aber es ist einfach jetzt zur Zeit, also im Krieg auch, viel zu viel passiert. Menschen können nich so einfach verzeihen. Weiß ich nich, wenn ich mir überlegen würde, ich versuche irgendwie so- so zu denken, wenn irgendjemand meine Tochter erschießen würde, und man weiß es- ist'n Moslem, Mensch denkt einfach nicht so, der, der mit den Namen, der und der is es, nein, "Alle Moslems sind Scheiße". Genauso is es bei Serben und und Kroaten genau so. Genau so. Und weiß ich nich wenn ich- vielleicht würd ich genau so denken. Wenn mir irgendjemand das nehmen würde, was ich was- was mein Leben ist, was ich über alles liebe. Und deswegen, es ist einfach viel zu viel passiert, und Menschen können das einfach noch nich verarbeiten, das dauert noch'n bisschen. Erstens da unten haben sie gar keine Hilfen.-Die können das einfach nich verarbeiten noch nich. Da gibts keine Pädagogen, keine Psychiater, Seelenklempler und wie auch immer, gar nichts. (eindringlich:) Zu wenig Hilfe, Arbeit auch kaum, Hunger und Not immer noch. Und (..) da sagen die, "Ja dann schieb ab, geh nach unten!" (Lydia, S.5, 41-50 und S. 6, 1-8)

Ein weiterer Informant thematisiert die Perspektivlosigkeit der Jugendlichen in einigen Regionen, die dazu führt, dass „die meisten da fliehen“:

„Nur die Jugendlichen, denen geht's schon schlecht. (leise:) Ja, es ist- es ist schön, da zwei Monate zu sein und keine Verpflichtungen zu haben, so wie ich es immer bin, und mit den Jungs auszugehen, vielleicht einen zu trinken oder auch mehr und vielleicht in den Urlaub zu fahren, ist auch sehr schön immer noch. Aber da unten zu leben und, na ja, die meisten studieren, weil sie nicht wissen, was sie machen sollen. Und dann hat man das Studium beendet, da () weiß man's auch nicht. Die meisten da fliehen dann auch sofort irgendwo in andere Länder. Unten bleiben wollen recht wenige. Und das ist auch nicht so gut für ein(en) Staat, glaub ich. (lacht leise auf) Und in Serbien sieht's eigentlich nicht viel besser aus.“ (Richard, S.19, 37-39, S.20, 1-6)

Andere Jugendliche berichten, dass sie durch Erzählungen Dritter, die ihnen vermittelt haben, dass ein Leben im ehemaligen Jugoslawien für sie keine Perspektive bietet oder gefährlich ist, abgeschreckt sind:

„und wo mein Vater dahin gegangen ist, hab den Haus aufgenommen, und drin im Haus, was die gemacht haben, und so, und der Mann verlangt jetzt fünftausend Mark, das Haus (unv.) unseren Haus raus geht, mein Vater hat auch gesagt, er würde die fünftausend Mark geben, wenn er (uns) unser Haus mal zurück geben würde, dann hat er mein Bild gesehen, wo ich klein war, auf diese(r) Wand stand (es) immer noch, die haben nix weg-gemacht oder so, dieser (unv.) der war verschlossen, direkt neben unseren Haus war(en, bzw. haben) Polizisten (gewohnt), da durfte keiner nämlich raus, rein oder raus, ich weiß nich warum, habn die mal aufgepasst, die waren ziemlich gut mit meinem Vater, auch Serben, serbische Polizisten und Moslem(s) auch. Aber jetzt weiß ich nich warum das so ist, denn wo ich gesehen habe, die haben uns alle begrüßt, nett gesprochen auf die Kasset-te, aber ich glaub nich dass die Gefühle von denen das sind, und ich glaube immer noch die denken immer sehr schlecht von uns, die denken immer, dass die (uns) irgendwas an-tun können, wenn wir vielleicht dahin kommen, aber ich glaub nich, und ich will auch nie

wieder, nie niemals dahin gehen, in Bosnien, ich kann (unv.) vielleicht zu Besuch gehen oder so, aber dass ich dahin wohne oder lebe, nie (auf) in meinem Leben.“ (Janin, S. 16, 31-47)

„dass ich nicht (da) wieder hin muss (...) na (ch) Bosnien, weil (...), die haben uns dort nicht gut behandelt und hier kenn ich alles (...), da is nich gut- aber hier, weiß auch nicht ob ich Glück habe- oder so und ich hab auch gehört, so da unten die haben kein(e) gute(s) Leben da“ (Reni, S.11, 4-10)

Der Wunsch in Deutschland zu bleiben, wird von einem weiteren Jugendlichen mit der beruflichen Unsicherheit in Bosnien begründet, wobei der Informant darauf verweist, dass er in diesem Zusammenhang von „schlimmen Sachen“ gehört hat, ohne dies weiter auszuführen:

„Ich weiß nich, ob da noch Arbeit gibt oder- keine Ahnung, weil man hört schlimme Sachen und ich würde gerne hier bleiben, wenn es gehen würde.“ (Bruce Lee, S. 3, 7-9)

Seinen Bleibewunsch erklärt dieser Jugendliche auch vor dem Hintergrund, dass er hier aufgewachsen ist. Zudem befürchtet er, im Falle einer Rückkehr den Zurückgebliebenen Rechenschaft schuldig zu sein:

„Wie ich mir mein Leben vorstelle so, na ja, hier in Deutschland (unv. Wort), weil hier hab ich alles gelernt und so. Also wenn schon, wenn ich schon alles gelernt habe und so, dann will ich auch hier bleiben. Wenn ich nich in meine(m) Land aufgewachsen bin, dann geh ich auch jetzt nich dahin. Was soll ich da? Kann ein Mensch zum Beispiel- „Wo warst du als Krieg war?“ oder so. „Was hast du gemacht?“ und „Wie is es jetzt, dass du wieder hier herkommst?“ Und so. Und ich will das nicht hören. Ich will jetzt hier bleiben, wo ich aufgewachsen bin, wenn das geht. Also wo ich schon alles gelernt habe und so. Und mein Wunsch wäre jetzt, wenn ich bleiben würde, ich muss nich reich sein, also wie gesagt und so, das is für mich egal, aber ich werde auch mein Land besuchen gehen und wieder herkommen. Normale Leben. Meine Eltern helfen und so.“ (Bruce Lee, S. 15, 20- 32)

Auch in zwei weiteren Interviews wird die (berufliche) Unsicherheit in Bosnien im Kontext des Bleibewunsches thematisiert:

„Ihr möchtet nicht zurück?“

B: Eigentlich nich, weil da sagen wir auch, da is schlechte Lage da in Bosnien, also das gibt keine Arbeit und- manche sind obdachlos und viele auf der Straße.“ (Ronaldo, S. 6, 8-12)

„-zur Zeit hab ich das nich geplant also, wo ich hingehen kann oder so. Wenn ich da nach Bosnien gehe, da gibt es keine Arbeit und so. Das is auch schlecht.“ (Sherif, S.6, 3-5)

Darüber hinaus können die eigenen traumatischen Erfahrungen im Krieg oder die Traumatisierung von Angehörigen dem Bleibewunsch zugrunde liegen, wie das Beispiel von Nora zeigt. Der Bleibewunsch der Familie erklärt sich in ihrem Fall auch vor dem Hintergrund der

Erkrankung der Mutter. Zudem sieht sie in ihrem Herkunftsland derzeit keine Möglichkeit zu leben, da dort „alles kaputt“ und verbrannt ist:

„Aber erst mal da ist alles kaputt, alles verbrannt. Alles. Unsere Sachen.\ (leise, matt:) Ist alles, Fotos und alles ist (kaputt).“ (Nora, S. 21, 21-22)

3.5.2. Entfremdung und Akkulturation

Wie bereits im voran stehenden Kapitel angedeutet, kann dem Wunsch der Jugendlichen dauerhaft in Deutschland zu bleiben neben den dargestellten Ängsten, die vornehmlich auf die Traumatisierung im Kriegsgeschehen zurückgeführt werden können, auch die Entfremdung von der Heimat zugrunde liegen. So zeichnen sich in einigen Interviews Befürchtungen der Jugendlichen ab, das Herkunftsland, wie sie es kannten, so nicht mehr vorzufinden z.B. wenn es im Zuge des Krieges zu einer territorialen oder ethnischen Neuordnung in der Herkunftsregion gekommen ist.

Der langjährige Aufenthalt in Deutschland bewirkt, dass sich einige Jugendliche kaum an ihr Herkunftsland erinnern können, die Sprache verlernt haben oder sich einfach in Deutschland zu Hause fühlen.

So begründet z.B. eine Interviewpartnerin ihren Bleibewunsch vor dem Hintergrund, dass sie hier zu Hause ist und befürchtet, dass ihr Bosnien fremd geworden ist:

„Also ich würde hier bleiben. Weil (schnauft) es kommt mir so andere- zum Beispiel, wenn ich jetzt abgeschoben würde, dann würde mir alles so fremd kommen. Also ich mein, ich bin hier schon seit sieben Jahren und ich fühl mich hier wie zu Hause.“ (Brigitta, S.17, 25-28)

„Auch wenn ich in Urlaub fahren würde, würde mich alles so für mich komisch sein. Mein Vater sagt, ist alles wie hier auch da unten, aber is für mich alles so komisch. Auch wenn ich mit- auch wenn ich mit Tante von- aus Bosnien anrufen und mit mir reden wollen, dann fragen sie mich irgendwas (lacht auf), \ (amüsiert:) muss ich erst mal meine Mutter fragen, was die fragen, komm ich irgendwie nich klar.\ Ah, is ein bisschen schwer, \ (auflachend:) aber geht ja noch.“ (Brigitta, S. 9, 30-34, S. 10, 1-3)

Bruce Lee bemüht sich, mir seine Situation wie folgt zu erklären:

„Guck mal, was wir sind und so. Wir sind hier aufgewachsen und wir kennen unser Land nich so ganz gut und manchen Deutschen wollen uns rausschmeißen, manche wollen, dass- dass wir hier bleiben. Und das is nich so leicht für uns so, weißt d', das geht alles durch den Kopf und du musst auch ein bisschen denken darüber und so was. Wenn du hier bleibst, ist auch nicht schlecht, das wäre gut, aber wenn du auch zu Hause gehst, in dein Land, wo du- in deinen Land, wo du nicht aufgewachsen bist, also das is nicht mein Land, aber für mich, weil ich war klein, ich bin hier aufgewachsen, für mich ist es zu sagen so wie meine Land. Aber in Bosnien so, wenn ich denke zum Beispiel das is meine Land und ich würde jetzt jemanden fragen: „Ey,

tschuldigung, bitte. Ich hab eine Frage. Wisst ihr vielleicht hier, wo die- eine Apotheke ist?“ oder so. \(\leise auflachend:) Das wäre also\ nicht so normal.“ (Bruce Lee, S. 16, 7-20)

Auch weitere Jugendliche begründen ihren Bleibewunsch unter anderem damit, dass sie seit Jahren ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland haben und hier aufgewachsen sind. Das Spektrum umfasst folgende Argumente:

- das Aufwachsen in der BRD/die (schulische) Sozialisation in der BRD
- die Gewöhnung an die neue Heimat
- der Bleibewunsch von Angehörigen.

Einige Interviewpartner nehmen in diesem Zusammenhang keine eindeutige Haltung ein.

3.5.3. Die Erfahrungen signifikanter Anderer

Die Auseinandersetzung mit der fremd erlebten Ausgrenzungs- und Unterdrückungserfahrung spielt in den Erzählungen einiger Jugendlicher eine herausragende Rolle, wobei hier unterschiedliche Konnotationen festzustellen sind.

So kommt z.B. eine Informantin, Brigitta, immer wieder auf Situationen zu sprechen, in denen sie oder ihre Familienangehörigen bzw. ihr nahe stehende Personen als Ausländer bzw. geduldeter Flüchtling stigmatisiert bzw. ausgegrenzt oder benachteiligt wurden. Vor diesem Hintergrund erklärt sie die negativen Erwartungen der eigenen Partizipationschancen. Im Verlauf ihrer Ausführungen kommt die Interviewpartnerin sowohl auf die Erfahrungen ihrer Brüder, die keine Möglichkeiten hatten eine Ausbildung aufzunehmen, die Erfahrungen ihrer Freundinnen, die nach dem Schulbesuch keine sinnvolle Perspektive entwickeln konnten und die Erfahrung ihres Vaters, der in Deutschland nicht arbeiten durfte, zu sprechen.

In einer Erzählepisode schildert sie die Erfahrungen eines Bruders detaillierter, der auch nachdem er die gewünschten Auflagen für die Teilnahme an einer Ausbildung erfüllt hatte, diese nicht beginnen durfte. Durch die Aussage „Und dann konnten die gar nichts machen“ drückt Brigitta ihre Hilflosigkeit aus, die sich dadurch einstellt, dass ihre Brüder in eine ausweglos erscheinende Lage geraten sind:

„Meine Brüdern sind- also mein (...) erster großer Bruder, der ist ungefähr ein Jahr hier (in die Schule) gegangen und durfte kein Ausbildung machen, überhaupt gar nichts. Also der ist gar nichts. Also der macht jetzt überhaupt n- der versucht immer, irgendwas- irgendwelche Ausbildung oder irgendwas zu machen, aber es gibt keine Möglichkeiten. Sie

sagen immer: „Du bist Ausländer. Du hast keine Recht hier.“ Und so. Und dann konnten die gar nichts machen. Meine- mein Zweitbruder, der ging ungefähr vier Jahren zur Schule. Und als er (die) zehnte Klasse fertig gemacht hat, war (für) ihn auch- also keine Chance mehr (um) eine Ausbildung (zu machen) und so. Und dann hab'n sie uns gesagt: „Wenn ihr ein Jahr kriegt, könnt ihr Ausbildung machen.“ Und als wir ein Jahr gekriegt hab'n und da sagt irgendwelche: \(\text{nachdrücklich, scharf:}\) „Du bist zu alt. Kannst du nicht hier machen. Geh dahin. Nee, da darfst du nicht.“ Und so alles. Dann hab'n die gesagt: „Du nimmst also eine Arbeitsplatz, also Ausbildungsplatz \(\text{nachdrücklich, scharf:}\) und dann gehst wieder und dann hab'n keine deutsche\ Kinder auf ein Ausbildungsplatz“ und so alles. (...) Es gibt Schwierigkeiten, \(\text{(leise:)}\) viele Schwierigkeiten aber man muss (da) durch.“ (Brigitta, S.3, 29-33, S.4, 1-13)

Es zeigt sich, dass der Ausschluss von Partizipationsmöglichkeiten, wie hier beschrieben, dazu führt, dass die Interviewpartnerin ihre Handlungsspielräume und ihre Möglichkeiten, die eigene Lebenssituation in Zukunft zu kontrollieren, sehr eingeschränkt wahrnimmt bzw. negativ bilanziert.

Die Enttäuschung bzw. Verletzung der Interaktionserwartungen (vgl. Schütze, 1995, S. 123), wie hier geschildert, führt dazu, dass Brigitta annimmt, dass es auch für sie nach dem Schulbesuch „viele Schwierigkeiten“ geben wird.

Ihre Befürchtungen werden dadurch verstärkt, dass sie viele Jugendlichen kennt, die die Schule bereits beendet haben, nun „gar nichts machen“ (können)⁷⁶ :

„Und die machen gar nichts. Die versuchen, \(\text{nachdrücklich:}\) alles Mögliche zu machen.\ Die- (...) eine- so meine beste Freundin, sie hat auch versucht, Abitur zu machen, aber die sagen: „Geht gar nicht.“ (..) sie hat gesagt: „Is doch auch eine Schule, is nich mein- is nich (...) betrieblich oder so, is-“ Und die sagen: „Ja, du nimmst von anderen Kinder Platz weg“ und so alles. Es gibt verschiedene Schulen, verschiedene Leute, verschiedene Personen. Vielleicht wenn sie auch weiter gesucht (...) hätte, in eine andere Schule zu gehen, vielleicht hatte sie- hätte sie geschafft, aber wenn man drei Absagen bekommt, das hat man auch keine Lust mehr. Und dann hat sie über- sie würde- die hat auch einige Zeit Zeitung verteilt und so alles. Sie hat alles versucht, nur nicht zu Hause zu bleiben. Sie sagt: „Ich bring mich um, wenn ich so zu Hause ganzen Tag bleibe.“ Und dann hat sie auch keine Lust, ständig rauszulaufen. Wohin? (...) is ein bisschen schwer für Jugendliche.“ (S. 15, 16-30)

Sie erfährt darüber hinaus ebenso in anderen Zusammenhängen, dass sie nicht den gleichen Handlungsspielraum wie viele andere Kinder hat:

⁷⁶ „Auch mein Bruder, der geht immer zum Beispiel nachts weg, weil er vielleicht tagsüber schläft. Also es gibt auch nich so mehr, sechs stehste auf, ich geh wieder um zehn schlafen. Vielleicht durch Ausbildung hätte er's geschafft, aber- und wenn der vielleicht auch wo vor- was (er) in drei Jahren so gemacht hat, vielleicht würde er auch jetzt nicht irgendwie nachts irgendwo laufen. Und dann hat meine Mutter immer Angst, dass er nicht mit so irgendwelche Jungs, sie ein bisschen so Autoknacken oder so ver(führt) wird. Dann is ein bisschen schwer für Eltern und so alles.“ (S.15, 30-34, S.16, 1- 5)

„Ich wollte auch im Sommer in Urlaub, aber\ (leise:) für Ausländer geht gar nicht.“ (Brigitta, S.6, 6-7) und berichtet von einer Alltagssituation, in der ihre Mutter als „Ausländerin“ stigmatisiert worden ist:

„Und dann es gab auch- als meine Mutter da zur Dialyse gegangen ist, da war auch eine Frau und die hat meine Mutter so gehasst sozusagen. Also die hat immer gesagt: „Geh raus, Ausländer“, und so was. Erstens meine Mutter hat so \ (lebhaft:) nicht verstanden, hat sie immer gelächelt als sie irgendwas geschimpft hat, meine Mutter wusste gar nichts.“ (Brigitta, S.7, 17-21)

Am Ende ihrer Erzählung konstatiert Brigitta resigniert:

„Aber\ früher hat mir auch wehgetan, wenn die sagen: „Ausländer geh raus.“, und so. Aber \ (schnauft:) pfff,\ zeitlang hab ich mich daran gewöhnt, hör ich gar nicht, also.“ (Brigitta, S.11, 31-34)

Darüber hinaus schildert sie, dass auch ihr Vater bei der Arbeitsuche Schwierigkeiten hatte, die sich aus dem fehlenden Aufenthaltstitel ergaben:

„Du hast erzählt, noch bevor wir hier das angemacht haben, dass dein Vater-

B:\ (bestätigend:) Hmhm\ Vierundneunzig.

I: Vierundneunzig

B: Ja.

I: zurückgegangen is, ne?

B: \ (bestätigend:) Hmhm\ Also der- (holt tief Luft) also der hatte hier immer Schwierigkeiten. Der hatte auch so Nerven(zusammen)bruch, weiß ich auch nicht, so etwas. Und konnte auch nicht so viel- als er (in die Ausländerbehörde) gekommen (ist), sagen die immer: \ (heftig:) „Ach, was wollt ihr denn hier? Ihr habt alle ein Dach über (dem) Kopf hier. Ihr wollt Wünsche.“, und so alles.\ Dann hab'n sie den drei Monate gegeben, ein Monat und so alles. Und hat ihm gereicht. Und da is der weggegangen, konnte er nicht mehr aushalten.“ (Brigitta, S. 7, 28-33, S.8, 1-7)

Im Verlauf des Interviews begründet Brigitta, warum sie dennoch in Deutschland leben will bzw. muss. In ihrem Fall erfordert die Erkrankung der Mutter eine aufwändige Behandlung, die in Bosnien nicht gewährleistet wäre, darüber hinaus schätzt sie die Chancen der Familie in Bosnien Fuß zu fassen, als gering ein:

„(Mein Vater) hat da in Bosnien versucht, irgendwas zu arbeiten. Aber da gibt es gar nichts zu arbeiten. Ich meine, jeder (...), verdient vielleicht da in Bosnien zweihundert Mark in Monat oder das is schon höchstens, was sie verdienen können. Also die leben schon mit einhundert Mark da in Bosnien. Also das is da. Aber Kroatien is was anderes, is sehr teuer. Und wir sind- in Kroatien wir sind auch da Fremde, also da ist auch nichts, so. In Bosnien die Leute, die viele Kinder haben, manche sterben vor Hunger und so alles. Is sehr schlimm da. \ (leise:) Sehr schlimm.\ Kann man nicht leben, da“ (Brigitta, S.8, 7-16)

Ihren Wunsch, im Residenzland dauerhaft leben zu wollen, erklärt sie zusätzlich damit, dass sie hier aufgewachsen ist (vgl. Kapitel 3.5.2.).

3.5.4. Psycho-soziale Dynamiken im Kontext des Bleibewunsches

Die voran stehenden Ausführungen ermöglichen es, Einblicke in das innerpsychische Erlebens der Jugendlichen zu gewinnen und in Erfahrung zu bringen, welche spezifischen Faktoren im Kontext der Perspektiventwicklung wirksam werden.

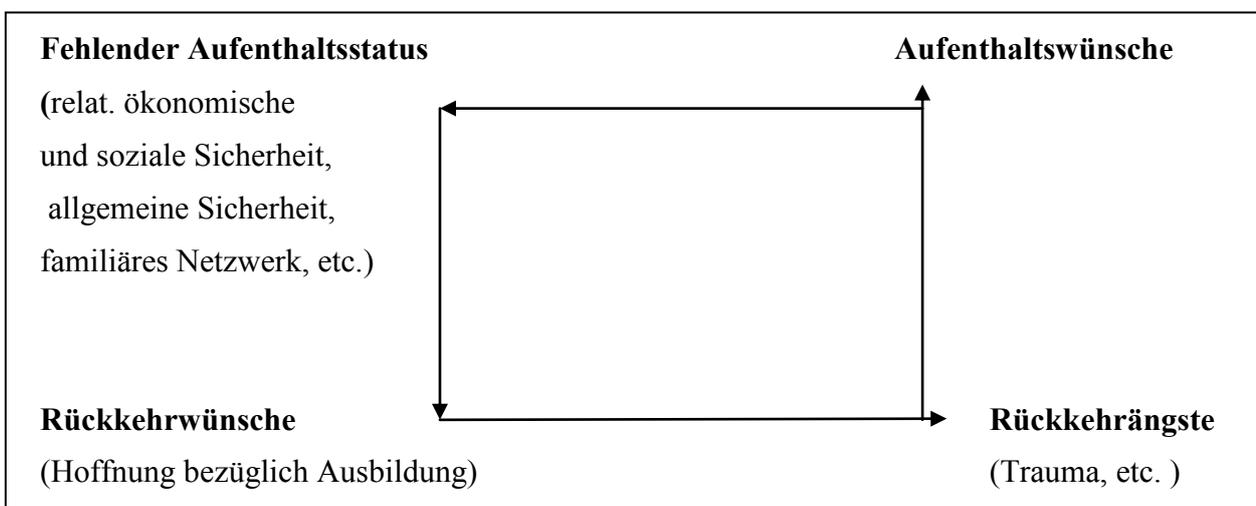
So wirken sich die Rückkehrängste und/oder Entfremdungstendenzen neben anderen Faktoren direkt oder indirekt auf den Bleibewunsch der Jugendlichen aus, wenngleich der Bleibewunsch wiederum durch andere Faktoren, wie z.B. eingeschränkte Partizipationsspielräume im Residenzland konterkariert wird.

Die sich hieraus ergebende Dynamik kann sich wie ein Teufelskreis formieren.

Aus der fehlenden Aufenthalts- und Arbeitsperspektive und den erfahrenen Diskriminierungen ergeben sich z.B. im Fall von Janin Rückkehrwünsche, die wiederum durch Rückkehrängste blockiert werden. Die Rückkehrängste führen zu Aufenthaltswünschen, die wiederum durch die Erfahrung der Perspektivlosigkeit und Diskriminierung beeinträchtigt werden, usw..

Die nachvollziehbaren Dynamiken entfalten unmittelbar ihre Wirkung auf die Lebensgestaltung und -planung der Informantin.

Perspektive der Informantin/ **Janin** (= Ambivalente Haltung/Eingeschränkte Handlungsfähigkeit)

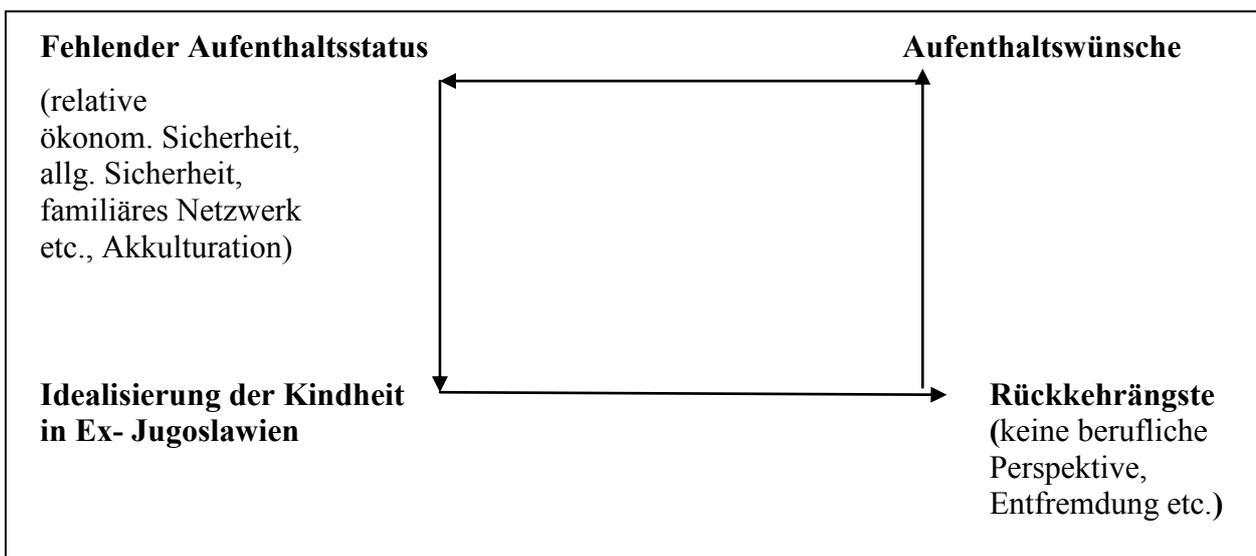


Das starke Beziehungsgefüge von Diskriminierungserfahrungen, nicht erreichten Bildungszielen, Rückkehrwünschen und Rückkehrängsten wird hier besonders deutlich.

Die Dynamik erklärt sich im biographischen Kontext (vgl. Fallbeispiel Janin, Kapitel 3.3.2.) und variiert somit.

Dies zeigt sich auch im Vergleich der Dynamiken, die sich aus Lydias Erzählung erschlossen haben und in dem folgenden Schaubild dargestellt werden sollen.

Perspektive der Informantin/ **Lydia** (= Ambivalente Haltung/Eingeschränkte Handlungsfähigkeit)



In Lydias Fall kommt es aktuell zu einer direkten Beeinflussung der Schulbesuchsmotivation, die sich aus der fehlenden Aufenthaltsperspektive in Deutschland und deren Folgen ergibt. Ihre Aufenthaltswünsche sind ursächlich auf unterschiedliche Faktoren, wie z.B. die (schulische) Sozialisation in Deutschland zurückzuführen. Gleichzeitig befürchtet Lydia in ihrer Heimat keine berufliche Perspektive zu haben.

Vor dem Hintergrund der Diskriminierungserfahrung in Deutschland kommt es wiederum zu einer Idealisierung der Kindheitserfahrungen in Bosnien. Aufgrund der Tatsache, dass sie keine Möglichkeit sieht, zurückzukehren und das Land oder Leben wie es vor dem Krieg war wiederzufinden, markiert die Erzählung der unberührten Kindheit auch einen Verlust.

Eine klare Grenzziehung zwischen den Einflussfaktoren, die zum Bleibewunsch der Jugendlichen führen, erscheint schwierig.

Die Betroffenen kommen in die „systematische Fallensituation“ (vgl. Schütze, 1995, S.135) des nicht vor und zurück Könnens.

3.5.5. Zusammenfassung, Resümee

Die Jugendlichen, die über den Zeitraum reden wollen oder können, in dem sie und ihre Familie mit dem Krieg im ehemaligen Jugoslawien konfrontiert wurden, erinnern sich vornehmlich an Diskriminierungserfahrungen oder massive Verunsicherungen, die sich daraus ergeben haben, dass sie oder ihre Angehörigen in bedrohliche Situationen geraten sind. Manche der Jugendlichen haben in ihrer Kindheit erfahren, dass sich Lebenssituationen abrupt ändern können und dann nichts mehr wie zuvor ist, so dass das schockartige Erleben vorherrschte. Andere Jugendliche blicken auf die Erfahrung schleichender Veränderungen zurück. Einige berichten von der Trennung von ihren Eltern oder einem Elternteil und von der Trennung von Angehörigen oder Freunden. In ihren Äußerungen zeigt sich, dass die Sorge um Angehörige oder Freunde sich sehr verunsichernd und bedrückend auswirkt. Andere Familien trauern um einen nahe stehenden Menschen, den sie verloren. Die Verunsicherungen, die sich auf die Flucht beziehen, ergeben sich unter anderem daraus, dass die Familien ihre gewohnte Umgebung verlassen und ihre gewohnten Bezüge aufgeben mussten bzw. verloren haben. Die Jugendlichen, die nicht bereit sind über ihre Kriegs- und Fluchterfahrungen zu sprechen oder dies nicht können, heben hervor, dass ihnen die Erinnerung zu nahe geht oder sie zu sehr belastet. Ein Jugendlicher erklärt, dass er sich in keiner Weise an diese Zeit erinnern kann. Einige der Jugendlichen thematisieren, dass sie die unruhige Anfangszeit im Exil, in der sich die Familien neu ordnen und orientieren mussten, überfordert hat und sie mit Umstellungs- und Orientierungsschwierigkeiten zu kämpfen hatten, wobei auch die Konfrontation mit einer anderen Kultur und Sprache in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen kann. Der Verlust des sozialen Umfeldes, von Freunden und Orten, die ihnen vertraut sind, ist vor diesem Hintergrund besonders schmerzlich. Die Unsicherheiten und Ängste, die sich aus der Konfrontation mit einer neuen Sprache und einem neuen Gesellschafts- und Schulsystem, aber auch aus der Berührung mit einem neuen sozialen Umfeld ergeben, können durch die Erfahrung oder Befürchtung, stigmatisiert zu werden, noch verstärkt werden. Der eigene Statusverlust im schulischen Kontext wird ebenso thematisiert wie der Statusverlust der Familie, die in Deutschland nur geduldet wird. Die Erfahrung des Verlustes an Gestaltungsfreiheit findet sich in den Erzählungen aller Jugendlichen. Am Beispiel der Wohnheimunterbringung zeigt sich, dass der Verlust der Privatsphäre äußerst negativ auf die Befindlichkeit der Jugendlichen auswirken

kann. Die Spannungen, die sich auch daraus ergeben, dass viele Familien auf engstem Raum zusammenleben müssen, werden von den Jugendlichen ebenso reflektiert wie die Schwierigkeit sich dieser Situation zu entziehen oder sie verändern zu können.

Darüber hinaus zeigt sich die Gefahr, dass sich vor dem Hintergrund der Kriegserfahrungen oder als Folge des Krieges, negative Vorurteile aufbauen und langfristig ihre Wirkung entfalten, wenn eine Verarbeitung erlittener Verluste und zurückliegender Erfahrungen nicht erfolgt. Die rechtliche Ausgrenzung wird nicht von allen Jugendlichen in gleicher Weise reflektiert, bestimmt jedoch ihre Alltagsgestaltung und Perspektiventwicklung mit. In den Aussagen der Jugendlichen, die ihre Gefühle in diesem Zusammenhang artikulieren können, zeigen sich resignative Tendenzen, denen die Annahme zugrunde liegt, die Situation nicht ändern zu können. Die Erfahrung der Willkür oder des Ausgeliefertseins herrscht vor. Die erwarteten Schwierigkeiten bei der Ausbildungssuche werden ebenso auf den fehlenden Aufenthaltstitel bezogen wie die unbefriedigende Wohnsituation und die Arbeitslosigkeit der Eltern. Durch die rechtliche Unsicherheit entsteht bei einigen Jugendlichen das Gefühl, „verarscht“, „terrorisiert“ oder „nicht gewollt zu werden“. Das Leben erscheint ihnen vor diesem Hintergrund wenig planbar. Die Jugendlichen, die ihre Angst vor einer Abschiebung thematisieren, erfahren sich in dieser Situation überwiegend ausgeliefert, sie erleben, dass man „mit ihnen machen kann, was man will.“

Die spezifischen Leidensdimensionen werden in allen traumatischen Sequenzen sichtbar.

3.6. Positive Reinterpretationen biographischer Entwicklungen

Fritz Schütze (1995) beschreibt den allmählichen Aufbau eines Bedingungsrahmens für das Wirksamwerden einer Verlaufskurve: des Verlaufskurvenpotentials, aber auch die Versuche das Aufbaus eines labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung (vgl. ebd. S. 129).

Die Erfahrungen und Reinterpretationen junge Flüchtlinge sprechen dafür, dass sich in den beschriebenen Kontexten zum Teil erhebliche Verlaufskurvenpotenziale aufbauen und ihre Dynamik entfalten können. Die Reinterpretation der zurückliegenden Erfahrungen kann aber auch den Versuch darstellen, das Erlittene zu relativieren, sich zu distanzieren oder die Ausgrenzungserfahrung zu kaschieren. In diesem Fall nehmen die Betroffenen z.B. retrospektiv eine andere Perspektive auf ihre eigene Positionierung im Exil oder die Ereignisverkettung im Prozess der Migration ein.

Thomas Maurenbrecher (1985), der sich mit der Erfahrung der externen Migration türkischer Migranten in der BRD befasst hat, beschreibt den Versuch der quasi-objektivierenden Darstellung eines Veränderungsprozesses durch einen Informanten, der diesen wie eine von ihm abgelöste Ereignissabfolge betrachtet, als instrumentellen „Prüfungsweg im Verlauf des eigenen äußeren Erfolgs in der Fremde, nämlich des beruflichen und sozialen Aufstiegs“ (vgl. ebd. S. 395).

Die Darstellung einer erfolgreichen Bildungskarriere im Exil bedeutet gleichsam nicht, dass die Rezipienten ihren gesamten Lebensweg positiv bilanzieren und sich in allen Lebensbereichen stark fühlen bzw. stark gefühlt haben. In den Fallbeispielen Lara und Richard werden zwei Varianten positiver Reinterpretationen nachvollzogen.

Lara repräsentiert den Typus der Self-Made-, aber auch der Karriere- Frau, die immer schon wusste, was sie wollte und ihr eigenes Schicksal in die Hand genommen hat, während Richard den Typus des Freigeistes repräsentiert, der durch seine Raffinesse dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen hat.

3.6.1. Fallbeispiel Lara

Das Interview mit Lara entstand in der zweiten Datenerhebungsphase und sollte der Erweiterung des Sampels dienen. In Lara begegnet mir eine selbstbewußt auftretende junge Frau, die schick gekleidet war und eine große Bereitschaft signalisierte, sich auf das Interview einzulassen. Ich erlebte Lara im Verlauf des Interviews trotz ihrer großen Präsenz auch als eine sehr diskrete Person. Den Kontakt zu Lara erhielt ich durch die Sozialarbeiterin einer Beratungsstelle, die mein Forschungsanliegen unterstützte. Das Interview fand in meiner Wohnung statt.

Laras biographische Erzählung spiegelt ihren Wunsch wider, den Interviewverlauf zu kontrollieren. Sie unternimmt immer wieder Distanzierungsversuche, indem sie z.B. auf einer theoretischen Ebene nach Begründungen und Erklärungen für bestimmte Entwicklungen in ihrer Heimat sucht, die sich auf ihre Lebensplanung und das Leben ihrer Familie und Freunde auswirken. Auch in Textpassagen in denen sie auf Benachteiligungen, die sich für die Familie aus den rechtlichen Rahmenbedingungen im Exil ergeben haben und die sie z.B. in Form der Nichteinstellung auf Grund ihres fehlenden Aufenthaltstitels erlebt, zu sprechen kommt, wechselt sie zuweilen die Perspektive, um zu verstehen, warum z.B. eine Firma sie aus wirtschaftlichen Gründen (Kosten/Nutzen) zum damaligen Zeitpunkt nicht einstellen konnte. In

Berichten und Argumentationen reflektiert sie die Verhältnisse in ihrem Heimatland, den Krieg und seine Folgen für die Menschen, als wolle sie sich und der Interviewerin erklären, wie es zu all dem kommen konnte. Im Vordergrund der Erzählung steht die Erfolgsgeschichte ihrer Schul- und Berufskarriere.

3.6.1.1. Zusammenfassung des Erzählverlaufs

Lara beginnt ihre biographische Erzählung mit der Äußerung, dass sie irgendwie „zwei Kindheiten“ gehabt hat, da sie zehn Jahre in Jugoslawien und zehn Jahre in Deutschland gelebt hat (S. 6, 30-31). Sie bekräftigt daraufhin, dass sie lieber in Jugoslawien geblieben wäre und erklärt anschließend, warum sie seit dem Zerfall der Staatengemeinschaft, der den Niedergang der Wirtschaft nach sich zog und wegen der Folgen des Krieges für die Bevölkerung (Arbeitslosigkeit, Perspektivlosigkeit), für sich dort aktuell keine Perspektive sieht (S. 7, 1-13). Nach der Äußerung, dass sie bereits als „kleines Kind“ wusste, was sie einmal beruflich machen wollte (Wirtschaft) und eine sehr beliebte, sehr gute Schülerin war, die von den Lehrern sehr gemocht wurde (S. 7, 13 ff), kommt sie auf den Ausbruch des Krieges zu sprechen. In diesem Zusammenhang schildert sie, dass eine Lehrerin, die Serbin war, „heulen“ musste, als die Soldaten kamen (S. 7, 16 ff) und erklärt, dass ihr die Erinnerung an diese Zeit sehr weh tut, da es im ehemaligen Jugoslawien nicht mehr so ist wie früher (S. 7, 19-21). Auf diese Zeit bezieht sie ihren Wunsch, dass sie gern dieselbe Freiheit „hier“ hätte, die sie mit der damaligen Zeit verbindet. Es folgt ein Hinweis auf die benachteiligenden Strukturen in der BRD, unter denen sie als Kind selbst gelitten hat (keine Staatsangehörigkeit, kein Visum) (S. 7, 23-24), die sie den Freiheiten in einem schönen, sozialen und kommunistischen Land gegenüberstellt, wobei sie die Politiker dafür verantwortlich macht, ihnen „alles zerstört“ zu haben (S. 7, 27-28).

An dieser Stelle kommt Lara auf ihre „Zukunftspläne“ zu sprechen, die sie seit ihrer frühen Kindheit hegt, als sie sich im Spiel vorstellte, in einem Geschäft oder einer Bank zu sein und sich selber etwas aufzubauen, und sich bereits versuchte „durchzusetzen“, so z.B. indem sie immer gespielt hat, dass sie die Chefin ist und das Geschäft leitet (S. 7, 28 ff).

Hier schließt eine Erzählung über ihre Schulzeit in Bosnien an, wobei sie hervorhebt, dass sie immer diejenige war, die in der Schule etwas „unternommen“ hat, die von der ersten bis zur vierten Klasse immer als Erste da war, um in der Klasse vorwärts zu kommen (S. 7, 35-37). In der folgenden Sequenz kommt sie auf die Anfangszeit in der BRD zu sprechen, in der sie

„schon Probleme“ gehabt hat (keine Freunde, fremde Klasse). Obwohl die Schüler sie „schön“ aufgenommen haben und ihr die Schulsachen gekauft haben, war es nicht wie „unten“ und sie hat ihre Freunde vermisst. Nachdem sie auf die Verständigungsprobleme mit den Schülern zu sprechen gekommen ist, belegt sie am Beispiel der Feriengestaltung, inwiefern die Kinder „hier mehr erlebt“ haben, während sie, wegen der Residenzpflicht, nicht verreisen konnte. An dieser Stelle bringt sie erstmals das Gefühl zum Ausdruck, sich in ihrer Situation unter Druck gesetzt gefühlt zu haben, welches dann in verschiedenen Kontexten immer wieder von ihr thematisiert wird. Sie schließt die Erzählepisode mit der Äußerung ab „Also ich war schon fertig.“ (S. 8, 15). Daraufhin erklärt Lara, dass sie jetzt einen guten Beruf haben will, eine Familie gründen will etc. und sich um ihre Eltern kümmern will, was sie damit begründet, dass ihre Eltern viel durchmachen mussten⁷⁷. Hier leitet sie die Erklärung ein, dass sie alles für ihre Eltern „machen“ musste (dolmetschen, anmelden, Wohnung suchen, Ämtergänge), da diese nicht wussten, wie es „hier“ geht und die Mutter erkrankt war. Zudem erklärt sie, auch für andere Flüchtlinge sehr viel Hilfe geleistet zu haben. Hier merkt sie kritisch an, dass sie sich in diesem Zusammenhang selber unter Druck gesetzt hat, anderen zu helfen, obwohl diese „das“ auch selber hätten lernen können (S. 8, 20-31). Vor dem Hintergrund der Undankbarkeit derer, denen sie geholfen hat, erklärt Lara ihre veränderte Haltung denjenigen gegenüber, die sich an „andere anlehnen“ und erklärt, nur noch ihre Familie unterstützen zu wollen. Hiervon nimmt sie eine Schwester aus, der sie bei der Ausbildungssuche geholfen hat und die sich undankbar zeigte. Es folgt ein Exkurs über die „verschwenderische“ Lebenseinstellung der Schwester, die den Eltern darüber hinaus nicht hilft. In der anschließenden Begründung grenzt sich Lara von der Haltung ihrer Schwester ab und kommt erneut darauf zu sprechen, was sie alles für andere getan hat, wobei sie resümierend abschließt, dass sie sich nun mehr um ihren eigenen Weg kümmern möchte. Sie konstatiert in diesem Zusammenhang, wie glücklich sie wäre, wenn sie einen Ausbildungsplatz bekommen würde, da sie „zuviel Freizeit hat“ und erklärt vor dem Hintergrund der positiven Einschätzung ihrer hohen Leistungsfähigkeit, warum sie nun eine neue Herausforderung sucht, die dazu beitragen soll, dass es in „der Zukunft“ besser läuft (S. 9, 13 ff).

⁷⁷ Im Verlauf des Interviews wird deutlich, dass Lara ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern hat, welches allerdings dadurch geprägt ist, dass sie immer wieder sehr viel Verantwortung für sie übernimmt. Sie entwickelt in ihren Ausführungen ein hohes Maß an Empathie für die schwierige Situation, in der ihre Eltern waren und sind, so reflektiert sie z.B. die Arbeitslosigkeit des Vaters, das Leid der Mutter, die alleine mit vier Kindern nach Deutschland geflohen ist, ihre Befindlichkeiten, die sich aus einem Rückenleiden ergeben, etc.. Zudem wird erkennbar, dass Lara sich ebenso in hohem Maße um ihre Schwestern sorgt und für deren schulische, bzw. berufliche Entwicklung verantwortlich fühlt. Lara nimmt an, dass die kleineren Schwestern vernachlässigt sind, weil ihre Mutter krank ist (S. 23, 1 ff). Hier fallen Ähnlichkeiten zu den Strukturen in Victim families auf (vgl. Kapitel 1.1.3).

Hiermit schließt Lara ihre Erzählung, wobei sie sich nach einer kurzen Pause („Was noch?“) selbstkritisch mit ihren Ausdrucksproblemen in der deutschen Sprache auseinandersetzt und das Desinteresse der Lehrer in ihre Kritik einbezieht, die einem „das“ nicht beibringen. Hier erwähnt sie die Vorteile, die ihre jüngeren Schwestern haben, die von Anfang an in Deutschland die Schule besuchen (S. 9, 34 ff). Es folgt ein Exkurs über die Schule in Jugoslawien, die ganz anders war (S.10, 9 ff), der in der Überlegung mündet, was gewesen wäre, wenn sie „unten“ geblieben wäre. Die Kritik an dem deutschen Schulsystem, das zu wenig investiert, unterteilt sie am Beispiel ihrer Erfahrung mit einem Lehrer, der nichts erklärt hat, da es ihm egal war und er bald in die Rente ging (S. 10, 32 ff).

Im Anschluß an dieses Beispiel, kommt sie auf die „vielen Schüler“ zu sprechen, „die aus Jugoslawien kommen“ und hier ohne Abschluss dastehen und weiterhin von Sozialhilfe leben, weil sie auf keiner Schule angenommen werden, oder keine Ausbildung machen können, obwohl sie „hier viele Möglichkeiten haben“ (S. 11, 16 ff). Anschließend kritisiert sie „ihre“ Jugendlichen, die sich dann noch benachteiligt nennen, wenn sie vom Sozialamt zum Putzen oder Arbeiten geschickt werden. Hier sieht sie den Grund für die Auswanderung vieler, auch vieler ihrer Freunde nach Amerika, „um bessere Perspektiven zu haben“ (S. 11, 33).

In der folgenden Sequenz berichtet Lara von einer Freundin, die nach Bosnien zurückkehren musste und die nun drogenabhängig ist. Sie resümiert, dass es schlimm für die Jugendlichen „unten“ ist, wobei sie abschließend bemerkt, dass es hier auch nicht besser ist, „wenn man ein Ausländer ist und überall benachteiligt wird“ (S. 12, 13-14). In diesem Kontext kommt Lara erneut auf den „Druck“ zu sprechen, der sich daraus ergibt, wie „man“ sich „einfach hier fühlt“, wenn „man“ mit Vorurteilen konfrontiert wird, die besagen, dass „viele Ausländer“ den Deutschen die Arbeitsplätze klauen (S. 12, 14-16). Es folgt eine lange Pause, die in der Frage mündet, ob die Interviewerin noch Fragen habe. Auf die anschließende Erzählaufforderung, noch ein bisschen mehr von der Kindheit und die Zeit in der sie „hergekommen ist“, bzw. „geflohen“ ist, zu erzählen, reagiert Lara abwehrend, da sie dann „schon wieder in Tränen ausbrechen“ würde und erklärt, dass es besonders schwer für sie ist, über die Zeit zu reden, als sie nach Deutschland kam und nicht wusste, wo ihr Vater ist (S. 12, 28 ff). Hierauf reagiert die Interviewerin einlenkend und erkundigt sich danach, was ihre Eltern in Bosnien beruflich gemacht haben. Nachdem Lara auf die Frage eingegangen ist, kommt sie auf das gute Verhältnis zu ihren Eltern, die sehr viel Vertrauen zu ihr haben, aber auch auf die veränderte Familiensituation seit dem Krieg zu sprechen (S. 13, 8-10). Es folgen ein kurzer Exkurs über die Trennung vom Vater bei Ausbruch des Krieges und ihre Ängste, dass der Vater nicht

mehr am Leben sein könnte, bis die Familie erfuhr, dass er bereits in Deutschland war. Die folgenden Sätze bricht Lara ab, und schließt dann den Exkurs mit dem Ende des Krieges (1997) in dem ihr Onkel umgebracht wurde (S. 13, 13-16).

In der folgenden Erzählsequenz geht es um ihren Besuch in Bosnien, der zwei Jahre zurückliegt zu sprechen (S. 13, 16 ff). Nach einer ausführlichen Schilderung der veränderten Situation in ihrem/r Herkunftsland/region, der Lebenssituation ihrer Großeltern, die ihr „sehr Leid“ tun (S. 14, 6-7), erklärt sie, dass sie „nur geheult“ hat als sie dort war und die Leute besucht hat und ergänzt, dass vier ihrer Freunde gestorben sind (S. 14, 24). Im weiteren Verlauf kommt sie auf die Situation einer Tante zu sprechen, die zurückgekehrt ist und ein sehr schweres Leben gehabt hat (S. 14, 32 ff). In den folgenden Ausführungen erklärt sie, warum viele Flüchtlinge weiter gewandert sind (S.15, 5 ff) und kommt auf die verfehlte Politik und die Folgen des Krieges in Bosnien zu sprechen. Ihre Erzählung mündet in der Feststellung, dass sie die Schule dort „unten auch sehr“ (S.15, 30) vermisst und in einer knappen Darstellung der Veränderungen, die durch den Ausbruch des Krieges stattfanden. Indem sie erklärt, dass sie die jugoslawische Gemeinschaft hier vermisst (S. 16, 1 ff), untermauert sie ihre Hoffnung, einmal zurückkehren zu können. Vor dem Hintergrund, dass viele weiter gewandert sind erklärt Lara, warum sie kaum noch Kontakt zu Landsleuten hat, obwohl ihr Partner „Jugoslawe“ (ebd., S.16, 11) ist. Indem Lara berichtet, dass sie auch zu den Jugendlichen mit denen sie die bosnische Schule besucht hat, keinen Kontakt mehr hat und von ihnen nur Geschichten hört (S. 16, 21) erinnert sie sich, dass es früher ganz anders war. Hier endet die Haupterzählung und Lara geht im weiteren Verlauf auf die Nachfragen der Interviewerin ein.

Sie berichtet von der bosnischen Schule (S.16, 26ff), ihrer Religiosität (S. 17, 23 ff) und kommt darauf zu sprechen, was sie darunter versteht, zwei Kindheiten gehabt zu haben (S. 18, 28 ff). In diesem Zusammenhang erklärt sie, dass ihr erst durch den Krieg und die Flucht bewusst geworden ist was Leben „eigentlich ist“ (S. 18, 18) und beschreibt ihre Schuldgefühle die sie denen gegenüber hegt, die nicht „ausgewandert“(S. 19, 4) sind. Die Umstellungsschwierigkeiten in Deutschland führt Lara auch darauf zurück, dass sie zuvor in einem sozialistischen Land gelebt hat, das sich von dem deutschen System unterscheidet (S. 19, 14). Nachdem sie auf die schulische Situation und die Lebenssituation im Heim eingegangen ist (S. 19, 14 ff), berichtet sie von dem Umzug der Familie in eine Zweiraumwohnung. Diese Zeit erlebt sie als schön, weil man sich „wieder wie unten gefühlt hat“ (S. S. 20, 17-18). Die Rückenprobleme ihrer Mutter führen schließlich dazu, dass die Familie wieder ausziehen

muss, was Lara unter Druck setzt (S. 20, 32), da sie erneut in ein Heim ziehen müssen, in dem sie Angst haben durch den Einsatz von Polizisten „abgeschleppt“ (S. 21, 11) zu werden.

3.6.1.2. „Also ich hab mich eigentlich selber durchgesetzt.“

Lara präsentiert sich als Mensch, der trotz des enormen biographischen Einschnitts, den die Flucht und Leben im Exil für sie darstellen (S. 6, 30-32), stets sehr hohe private und auch sehr früh berufliche Anforderungen (S.7, 14, und S.7, 28-33, S. 7, 35-S.8, 1) an sich stellte, denen sie bis heute entspricht.

Bei der Darstellung ihrer schulischen Sozialisation entwirft sie rückblickend ein sehr erfolgreich verlaufendes, eher einheitlich wirkendes Bild. Sie stellt sich als eine Person dar, die sich schon frühzeitig und anhaltend über ihre Leistungen definiert und schon früh wusste, was sie will.

Das Vertrauen in die eigene Durchsetzungskraft und Handlungsfähigkeit dominiert scheinbar ungebrochen, obwohl die Flucht in die BRD von ihr als eklatanter Bruch erlebt worden ist.

Als ich sie auffordere, ihre Lebensgeschichte zu erzählen holt sie aus und erzählt von ihrer Kindheit, um mir zu erklären, dass sie bereits früh wusste, was sie wollte und schon von klein auf sehr durchsetzungsstark und leistungsorientiert war. Ihre positive Selbstkonzeption, bzw. die hohe Einschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit und -stärke sind auch im weiteren Verlauf des Interviews ein zentrales, immer wiederkehrendes Motiv, mit dem sie ihren „Erfolg“ erklärt:

„Also meine Zukunftspläne seit ich (...) Kleinkind war, waren einfach, also in der Wirtschaft was zu machen, hat mich interessiert, weil ich dann selber als Kleinkind in so Geschäften war oder in Banken, gespielt habe, mir selber was aufgebaut, versucht, mich so als Kleinkind noch so durchzusetzen. Wir hab'n immer gespielt: Du bist die Chefin und du leitest das.

I: Mhm. (lacht leise auf)

B: Das weiß ich noch ganz genau. Ich in der Schule war ich auch immer die eine, die was unternommen hat. Auch eine, in der ersten bis zur vierten Klasse, die ich immer als Erste da war und (wie) was vorwärts zu kommen in der Klasse, was schön organisiert hat.“ (S. 7, 28-37,S.8, 1)

Als Grund für den gelingenden Übergang in die deutsche Schule erfährt sie neben den schulischen Rahmenbedingungen erneut ihre eigene Leistungsfähigkeit:

„Und noch mal als kleines Kind bin ich ja als (ich) elf Jahre (alt war) gekommen. Bin in die- gleich in die fünfte Klasse, Hälfte der fünften Klasse bin ich- hab ich übersprungen, weil ich konnte ein bisschen Englisch (...) aus (...) Jugoslawien aus der vierten Klasse. Und da war ich bei einem Schulpädagogen, weil die wollten mich eine Klasse zurückstufen, und der hat das nicht zugelassen. Der hat mit mir n Test gemacht, n Sprachtest in Englisch und Deutsch und n bisschen Geografie, also Erdkunde, mein geschichtliches Wissen. Und dann hat es- das hat ja geklappt und bin gleich in die Fünfte gekommen, wo ich ein halbes Jahr übersprungen habe.

I: Jaa?

P.: Ja. Und dann bin ich gleich in- ja in (die) Fünfte. Hab ich mich richtig gut also mit den Mitschülern- ich war die einzige Ausländerin damals und das war (Name des Stadtteils) und hab ich mich mit den Schülern richtig gut eingelebt. Dann kam der sechste Klasse. Da hab ich- da kam die Empfehlung dann, welche Schule ich besuchen werde. Ich hab (...) also ich hab ne Gymnasium-Empfehlung bekommen, aber ich bin trotzdem auf ne Realschule gegangen, weil ich da zu also habe Angst gehabt durch mein Sprachkenntnisse und mein Ausdruck, dass ich (...) nicht gleich wieder zurückgehe auf (die) Realschule. Dann hab ich die Realschule besucht. Hab ich auch als beste Schülerin die Realschule verlassen, mit n eins Komma fünf Durchschnitt, eins Komma vier, fünf, so. Und hab ich viele Reisen auch in der Schule gemacht, die mich auch bewegt haben, zum Beispiel Auschwitz, wo wir- das hat mich auch bisschen erinnert nach (unten), durch die Geschichten und alles. Und dann nach der Zehnten hab ich ja mich entschieden, Gymnasium, Abitur zu machen. Bin gleich von der Realschule auf n Abi- auf die (Name der Schule), hier (Name der Schule), bin ich gekommen und hab da mein Abitur gemacht.“ (S.3, 20-36)

Erst zu einem späteren Zeitpunkt im Interview kommt Lara auch auf die Schwierigkeiten zu sprechen, die ihr der Übergang in ein anderes System bereitet hat, wobei sie die Schulerfahrung erneut davon ausklammert. Die Flucht in die BRD wird von ihr als Auswanderung aus Bosnien bezeichnet:

„Aber als man hier kam, dann hat man gesehen, oh, die Kinder unten sieh- sieht man in dem Fernsehen sterben und du lebst ja noch. Dann hat man bisschen schon Schuldgefühle. Du bist ja ausgewandert und die sind unten, leiden oder sind schon tot. Und es sind also für mich sind es schon zwei Kindheiten, weil (lebhaft:) das unten (war das) Leben ganz anders als hier. Hier musste man sich wieder von Anfang an einleben. Einfach ganz-ganz neu Menschen kennen lernen, (sich) mit neuen Menschen auskennen. Weil es kamen ja viele Leute aus vielen Städten\ aus Jugoslawien, aus dem ehemaligen Jugosla- du musst mit denen klarkommen, (nachdrücklich:) du kannst die nicht, du musst dich (mit) Kontakte- du musst wissen, wo der Arzt ist, wo der Zahnarzt, überall musst du hingehen,(dich) (an) das System einfach gewöhnen, weil das ein sozialistisches Land ist und so. Das war schwer am Anfang für mich. Und die Schüler, also die haben, wie ich schon gesagt, die haben mich sehr -sehr gut aufgenommen in der Schule. Und es kam ja die Sekretärin, ich war ja Einzige, die erst mal da eingeschult worden ist. Und ich bin immer gekommen zum Übersetzen, wenn neue bosnische Schüler da kamen.“ (S. 19, 1-18)

Obwohl sie selber wenig Unterstützung im familiären Umfeld erfährt, stellt Lara dar, dass sie in vielen Lebensbereichen ein hohes Maß an Eigeninitiative entwickelt hat, dies zeigt sich auch in der Phase der Berufsorientierung:

„Und die fragen mich schon, viele Schüler, wie ich auf die Entscheidung gekommen bin. Hab ich Gespräche geführt? Nee, ich hab mich selber durch- also durch Internet, durch Medien, durch Bücher also hab ich mich so Test selber gemacht, was meine Interessen sind und wo sind mei- wo sind- äh oder was sind meine Stärken, wofür eigentlich ich geeignet bin, welcher Fachrichtung. Und das hat sich herausgestellt, dass ich was mit Wirtschaft- und die- was man da macht, die Vorteile und die Nachteile und Interessen das widerspiegelt, was ich also (kann und) sein werde. Das hab ich- also ich setz mich oft in die Bibliothek hin und also ich gehe extra hin und guck mir diese Bewerbungssachen da an, was für Zukunft wichtig ist, \(\nachdrücklich:) wo werden die Leute gesucht. Was is es immer, wo wie viel man verdient.“ (S.32, 22-34)

„P: Also einfach (ich mein,) durch die Erfahrung, durch die Praxis, die ich also gehabt habe oder die ich erfahren habe, kann ich, glaub ich, besser in meinem Leben vorwärtskommen als durch jemanden an Schulter angelehnt und: „Oh kannst du mir das (vor)machen oder kannst du mir das“ und- hab ich mich so selber eingelesen durch die Literatur und \(\leise:) alles (informiert).“ (S.36, 1-14)

I: Bist du selbst auf die Idee gekommen, auch (räuspert sich)

P: Selber auf die Idee gekommen.

I: die Wege zu finden.

P: Ja. Ich hab mich sehr nach der Dreizehnten- nach der Zwölften schon damit befasst.

I: Mhm.Hm.

P: Selber hab ich mir auch paar Bücher gekauft \(\leise:) über die Berufsmöglichkeiten und \(\leise:) auch Bücherei oder Internet, Zeitschriften. Da sieht man doch- also da gibt auch extra- in- in vielen Bücher gibt es da: Was sind deine Fähigkeiten? Womit würdest du am besten umgehen, mit welchen Sachen und was sind deine Interessen? Da musst du selber dann ankreuzen. Und dadurch bin ich auch \(\leise:) auf die Entscheidung gekommen.“ (S.36, 15-28)

Laras Erzählung des gradlinigen Schulverlaufs wird erstmals gebrochen, als sie auf ihren Aufenthaltsstatus verweist, der die Fortsetzung ihrer Bildungskarriere behindert. In dieser Zeit wusste sie nicht was sie machen sollte:

„Und, ja, und hab ich mich- dann hab ich mich, genau, mit meinem (Visum) hat's ja (nich-) hab ich mich bei (Name eines großen Unternehmens) beworben. \(\senkt die Stimme, eindringlich:) Und es hat ja alles schön geklappt, Einstellungstest bestanden und alles und am Ende, wo ich die Vertrag unterschreiben, hab'n sie mein Pass verlangt.“ (S.3,36-37, S.4, 1-3)

Indem sie noch einmal betont, dass das Unternehmen sie unbedingt einstellen wollte „obwohl sie eine Duldung hatte“, unterstreicht sie ihre herausragende Leistung beim Einstellungstest. Durch die Aussage, dass sie sich dennoch „lieber“ für ein Studium entschieden hat, wird die Tatsache, dass der fehlende Aufenthaltstitel einer Einstellung entgegenstand, kaschiert, wobei offen bleibt, ob die Einstellung unter der Prämisse, dass keine „bevorrechtigten deutschen Bewerber“ gefunden werden konnten, möglich gewesen wäre:

„Und das war Problem, ich hatte noch ne Duldung. Und dann könnten sie mich nicht aufnehmen. Und ich wußte nich da, was ich machen soll. In zwei Wochen hab'n sie wieder angerufen, obwohl ich ne Duldung hatte, haben sie kein andere gefunden, die so n Test-ich hab- glaube (ich), siebenundneunzig Prozent war da richtig, hab'n sie mich wieder angerufen, ob ich da gerne bei denen- ich hab gesagt: „Nein.“ Da waren- war- ich wollte (Name der Firma) da und hab'n sie gesagt, wegen mein Aufenthalt nicht, da war mir das egal. Dann hab ich gesagt, mach ich lieber Studium. Hab ich mich auch beworben. Und dann hab ich das auch so gemacht. Dann hab ich in September, als ich mein Aufenthalt bekommen habe (angefangen) und jetzt hab ich (das in) Richtung Wirtschaft (ge)lenkt, wo ich dann (...) Diplombetriebswirtin werde.“ (S.4, 4-15)

Im Verlauf des Interviews kommt sie immer wieder auf ihre eigene Handlungskompetenz und Leistungsstärke zu sprechen. So berichtet sie z.B. davon, dass sie als jüngere Schülerin den älteren Schülern weiterhelfen konnte:

„Ich war ne Schülerin, ne sehr gute Schülerin da. Also bei uns ist mit Fünf die Beste und die Noten waren ja nur bei mir alles die Fünfen. Und dann war ich in einer Klasse mit den Schülern, die bosnische Schule besucht haben, aber keine deutsche abgeschlossen haben, das wurde irgendwie hier anerkannt, weil die dann- die waren viel älter, die waren so dreiundzwanzig, vierundzwanzig als ich damals achtzehn war, \ (leise, murmelnd:) oder neunzehn.\ Und die haben vers- verschiedene Fachrichtungen gemacht. Und die haben einmal Elektrotechnik, Medizin und noch was. Und die haben die Abschlüsse hier bekommen und wollten sich an die Universität anmelden oder ähm äh die Ausbildung oder so machen. \ (hebt die Stimme:) aber ich weiß nich, was aus den Leuten geworden ist.\ Ich hab wirklich seh (ich) von den Leuten überhaupt keinen. Und die kannten- die hab'n alles verlernt. Ich war ne Schüler, die viel jünger als die und mussten den Unterricht erklären, zum Beispiel einige Satzteile oder-einfach (unv. Wort) lernen, wie die Sprache bei uns ist, \ (hebt die Stimme:) weil die das alles verlernt haben.\ Musste man noch mal, weil die wir hab'n Beispielsätze gemacht und meine Lehrerin, die hat mich sehr gemocht, weil die kam ja aus der gleichen Stadt wie ich. Die (...) die war ne Professorin und die kannte mich damals auch nich, aber als ich in die Schule kam, hat sie mich sehr gut gemocht. Da hat sie mir, wo wir- den Schülern sollt ich dann erklären im Unterricht, wie es so ist, was is denn das da zugehört und dann hab'n die daraus gelernt an Beispielsätzen und so. Also unsere bosnische Schule, die war mehr auf die bosnische Sprache spezialisiert als jetzt Mathematik, das war überhaupt nich, sondern Sprache, Geschichte \ (zögernd:) und Musik,\ (unv. Wort) und Religion.“ (S.16, 26-36, S.17, 1-18)

Retrospektiv resümiert sie ungeachtet der negativen Erfahrungen, die sie bei der Ausbildungssuche auf Grund des fehlenden Aufenthaltstitels gemacht hat, dass sie im Gegensatz zu ihrer Schwester „ohne Probleme“ ihre Ausbildung aufnehmen konnte.

Im Widerspruch hierzu steht ihre Aussage, die auf den fehlenden Aufenthaltstitel, als einziges Problem, das sie bei der Ausbildungssuche hatte, verweist:

„Ging's ohne Probleme, ja. Aber in Gegensatz zu meiner Schwester, die hatte Probleme. Die hat sich überall beworben. Na ja, sie hat ja auch kein besonderen Schulabschluss. Aber die wollte unbedingt was machen. \ (hebt die Stimme:) Und's hat nich geklappt.\ Auch wegen Aufenthalt und wegen alles. Und wir haben Angst, dass wir beide ohne Schule dastehen, dass wir einfach wieder uns faulenzen, nichts zu tun, zu viel Freizeit haben. Und dann hat sie vor kurzem- Gott sei Dank nun auch n Ausbildungsplatz bekom-

men als Zahnarzhelferin, die sich sehr freut und die ihr richtig Spaß macht. Also das war unser Problem, unser Aufenthalt. Also ich hab mich eigentlich selber durchgesetzt und selber gewuschelt und Firmen gesucht und Unternehmen und keine Hilfe von jemand verlangt, nur mein Aufenthalt, das war mein einziges Problem.“ (S. 4, 26-32, S.5, 1-6)

In diesem Textsegment unterstreicht Lara einerseits ihre Haltung, die dem Wunsch nach Partizipation an Bildung zugrunde liegt, andererseits verweist sie im weiteren Verlauf erneut auf ihre Eigeninitiative, die ihre Suche nach einem Ausbildungsplatz vorangetrieben hat. In der Äußerung, dass man sich durchsetzen muss, um eine Ausbildung zu bekommen, zeigt sich Laras Erfahrung aber auch Haltung. Sie geht nicht davon aus, dass jedem nach der Schule selbstverständlich eine Ausbildung zusteht.

Die Konsequenzen, die sich für Lara, wie auch für andere Flüchtlinge in vergleichbarer Lage daraus ergeben, dass sie über keinen Aufenthaltstitel verfügen, sind ihr dennoch sehr bewusst:

„Na, wenn man sechs Monaten hat und Aussetzung der Abschiebung steht, nimmt dich kein Unternehmen an. Weil bei Berufsakademie ist es so, dass dich das Unternehmen finanziert, also mit bei Deutsche Bank oder bei (Name einer großen Firma), wenn du Diplombetriebswirtin werden willst, dann finanziert das Unternehmen für einen guten Arbeiter, den er später einstellen will, da kriegst du dein Geld und für die Ausbildung

I: Ja ja.

B: und alles. Und das is schon- wenn du die sechs Monate hast und die Abschiebung und die setzen dich ein, \((leise murmelnd:)) das is (dann) schon Verlust.“ (S.5, 17-27)

Indem Lara Argumente dafür findet, warum geduldete Flüchtlinge nicht eingestellt oder nicht beschäftigt werden, rückt sie die eigene Betroffenheit in den Hintergrund und versucht so die Erfahrung der Ausgrenzung zu relativieren. Mit dem Verlust, auf den Lara zu sprechen kommt, ist in diesem Fall der Verlust der Firma, die nach Kosten-Nutzen-Gesichtspunkten kalkulieren muss, gemeint.

Zu einem späteren Zeitpunkt im Interview erklärt Lara, dass nach ihrer Meinung viele der Jugendlichen die verfügbaren Qualifizierungsmöglichkeiten nicht in Anspruch nehmen.

Hier argumentiert sie, dass der Grund für die fehlende Partizipation auch bei den Jugendlichen selber zu suchen ist, die sich „da nich durchgesetzt haben.“ Sie bezieht erneut einen rationalen Standpunkt, der ihre eigenen Enttäuschungen bei der Ausbildungssuche ausblendet:

„Aber hier zum Beispiel viele Schüler, die aus Jugoslawien kommen, stehen hier schon ohne Abschluss, also hab'n schon vielleicht n Abschluss, aber weiter keine Bildung, die sind schon über zwanzig und leben weiterhin von Sozialhilfe, weil sie auf keiner Schule angenommen werden oder ne Ausbildung nich machen können. Denn sie hab'n sich da nich durchgesetzt. Das find ich einfach schade. Und viele, die hätten das machen können,

hab'n hier viele Möglichkeiten, irgendeine Schule zu besuchen, muss nicht (...) gerade ne Ausbildung sein, man kann ne (über) also schulische Ausbildung machen oder eine höhere Schule besuchen, immer weiter sich qualifizieren. Das find ich von unseren Jugendlichen \ (senkt die Stimme:) sehr schade.\ Die haben hier wirklich viele Möglichkeiten, aber die nützen die Möglichkeiten nicht aus.“ (S.11, 16-30)

In diesem Textsegment zeigt sich Laras Anspruch des selbstverantwortlichen Handelns. In dem sie die vielen Möglichkeiten betont, die den jugendlichen Flüchtlingen im Qualifizierungssektor zustehen bzw., indem sie die Perspektive auf die Möglichkeiten in diesem Bereich richtet, blendet sie gleichzeitig die Einschränkung der Partizipationsmöglichkeiten aus, die für junge Flüchtlinge hier wirksam sind.

Als Lara auf ihre Religiosität zu sprechen kommt, macht sie noch einmal deutlich, dass der Glaube sie in der Annahme stützt, dass auch ausweglos erscheinende Situationen bzw. Probleme lösbar sind:

„Ich glaube an Gott und ich kann also von (unserer-) und ich kann die Prinzipien (auch ver)stehen und ich glaub schon- ich glaube daran alles, aber ich bin nicht so n Mensch, \ (senkt die Stimme:) der betet jetzt zum Beispiel.\ Es gibt viele Jugendliche, sagen wir mal, die ich da- die (ich) kannte, ich weiß nicht, ob die noch (mehr) da sind, die zur Moschee gegangen sind und also gebetet hab'n immer Sonntags, aber ich kann das nicht, ich kann die Prinzipien, die- was unsere- hier- was unsere Religion ist und wie die jetzt entstanden ist und was man alles beachten muss und- \ (nachdrücklich:) das kann ich alles. Und ich glaube sehr viel an Gott.\ Und ich- wenn ich immer irgendwie an die Sa- (Unterbrechung der Tonbandaufnahme)

I: Ja, wir hatten grad gesagt, dass- ich hatte dich gefragt, ob du religiös bist?

P: Hm. Also ich glaub an die Religion, und ich glaub an Gott. Und wenn ich irgend ne Sache ne gute in die Hand nehme oder was mache, is schon der liebe Gott immer in mein Mund und den ich immer erwähne und der gibt uns allen die Kraft dazu, wenn du Lust dazu hast und wenn du also Mut hast und alles, dann (...) kriegst du's auch hin. Wenn da man daran glaubt,\ (leise:) dann is man schon auf dem richtigen Weg.\ (Also bei mir is das eben so, wenn ich wirklich was in die Hand nehme und sage: „Der liebe Gott, der soll mir helfen.“ Oder abends, wenn ich schlafen gehe, dann denk ich das. (S.17, 23-35, S.18, 1-13)

In der Aussage spiegelt sich Laras Lebenseinstellung wider, die auch ihre Ansicht erklärt, dass andere Jugendliche in vergleichbaren Lebenslagen diese ändern können.

3.6.2. Fallbeispiel Richard

Das Interview mit Richard wurde, wie das Interview mit Lara, in meiner Wohnung durchgeführt. Richard machte einen sehr offenen, redegewandten und politisch interessierten Eindruck auf mich. Äußerlich würde ich ihn eher als einen Vertreter der Hippiebewegung beschreiben. Richard wirkte besonders selbstbewusst auf mich und nahm gelegentlich eine fast

„aufklärerische Haltung“ ein, als wolle er mich über politische Sachverhalte in seinem Land, aber auch über die deutsche Flüchtlingspolitik aufklären.

Der Kontakt zu Richard entstand ebenso wie der Kontakt zu Lara über die Mitarbeiterin einer Beratungsstelle, bei der ich um Unterstützung nachgefragt hatte.

Richards Erzählung ist gekennzeichnet von dem Bemühen, die eigene Lebensgeschichte vor dem Hintergrund komplexer gesellschaftlicher, historischer und politischer Zusammenhänge zu erzählen. Die biographischen Erzählepisoden werden nicht vertieft, münden jedoch wiederholt in Reflexionen, die auch die kritische Haltung des Interviewpartners gegenüber der deutschen Flüchtlingspolitik widerspiegeln. Im Verlauf des Interviews relativiert Richard wiederholt sein eigenes Schicksal, indem er von denjenigen spricht, denen es vergleichsweise schlechter ergangen ist als ihm.

3.6.2.1. Zusammenfassung des Erzählverlaufs

Richard beginnt seine biographische Erzählung mit der Schilderung seiner schönen Kindheit (S.3, 1 ff), die eigentlich ganz normal war (S.3, 5). Dabei betont er, dass es wie hier war (S. 3, 2) und beide Eltern berufstätig waren⁷⁸. Im Verlauf seiner Eingangserzählung kommt er darauf zu sprechen, dass es, obwohl er in einem typischen Plattenbau aufwuchs (S.3, 14) trotzdem irgendwie schön war (S.3, 15) und begründet dies damit, dass Frieden war (S. 3, 16). Richard beschreibt die Freiheiten, die man zu dieser Zeit genoss, so z.B. die Freiheit dort hinzureisen wo man wollte (S. 3, 17). Dann berichtet Richard von seiner ersten Reise mit seinen Eltern in die BRD (1990), die die Familie unternommen hat, um Verwandte zu besuchen und erklärt, dass er ein Jahr später mit seiner Mutter und Schwester hierher geflüchtet ist (S.3, 21 ff).

In den folgenden Ausführungen versucht Richard zu beschreiben, wie er den Ausbruch des Krieges erlebt hat (S.4 ff), der ihm noch lange Zeit „weit weg“ zu sein schien (S.4, 38), obwohl sein Vater eingezogen wurde, desertierte und von der Familie versteckt werden musste (S.4, 13ff). Den Kriegausbruch in Sarajewo sieht die Familie im Fernsehen (S. 5, 20-21), aber in der Stadt, in der Richard lebt, „war nichts da, wovor man jetzt Angst gehabt hätte.“

⁷⁸ Diese Verbindung zwischen der Berufstätigkeit und Normalität ist auch vor dem Hintergrund interessant, dass Richard in seiner Erzählung immer wieder das Arbeitsverbot geduldeter Flüchtlinge in der BRD anprangert.

(S.5, 24) Nachdem Richard auf die Abreise der Familie zu sprechen kommt (S.5, 24 ff), beschreibt er, dass sie von einem Massaker in der Heimatstadt erfahren (S. 5, 35), weswegen sie nicht in den Herkunftsort zurückkehren und die Flucht fortgesetzt wird (S.6, 15), die mit der relativ problemlosen Einreise nach Deutschland endet, da sie von den Verwandten an der tschechischen Grenze abgeholt werden (S.6, 23).

An dieser Stelle des Interviews beginnt Richard eine kritische Reflexion der Aufnahmebedingungen für Flüchtlinge in der BRD (S.6, 24 ff)⁷⁹. Nach der Schilderung des Schocks der Einschulung in die 6. Klasse, den er vor allem auf seine fehlenden Sprachkenntnisse bezieht (S. 7, 2) und der Darstellung des Umzuges der Familie in ein Heim, dass „übrigens ein schönes Heim“ (S. 7, 25) war, reflektiert er über die Situation in anderen Heimen, die er wesentlich schlimmer wahrgenommen hat, sowie über die Probleme, die sich daraus ergeben haben, dass Menschen unterschiedlicher Herkunft auf beengtem Raum in den Heimen zusammenleben mussten (S. 7, 35 ff), um dann ähnliche Probleme zu erwähnen, die er in dem Heim erlebt hat, in das er mit seiner Familie gezogen ist (S.8, 17 ff).

An dieser Stelle im Interview kommt es erneut zu kritischen Äußerungen Richards, die sich diesmal auf die Bereicherung der Heimbetreiber „an diesen bosnischen Kriegsflüchtlingen“ (S.8, 30-31) beziehen.

In den folgenden Ausführungen der Eingangserzählung kommt Richard auf seine Schullaufbahn, den Übergang ins Gymnasium und die Ankunft seines Vaters (1993) zu sprechen (S.9, 7 ff). In diesem Zusammenhang berichtet Richard unter anderem von den Problemen des Vaters eine bezahlte Arbeit aufzunehmen, die wiederum in der Darstellung der Bewältigungsstrategien anderer Flüchtlinge (Schwarzarbeit) mündet, die ebenso vom Arbeitsverbot betroffen waren (S. 10, 32ff). Darauf folgt die hier begründete Kritik an dem deutschen Staat, der keine Aufbauprogramme geleistet hat (S. 12, 9 ff) und eine Reflexion der ausgrenzenden Strukturen und der Benachteiligung von Flüchtlingen (S. 12,17). Anschließend reflektiert Richard, wie unterschiedlich die Bundesländer mit Flüchtlingen aus Bosnien umgegangen sind (S. 12, 26 ff). Diese Erzählung mündet in dem gängigen Vorurteil, dass die „Zigeuner“, die vor Ausbruch des Krieges in der BRD lebten, „die großen (Sieger)“ des Krieges gewesen seien, da sie sich als Kriegsflüchtlinge ausgeben konnten. Richard betont zwar, dass er nichts

⁷⁹ Im weiteren Verlauf des Interviews unterbricht Richard die Schilderung seiner persönlichen Flucht- und Lebensgeschichte immer wieder, um auf Bedingungen unter denen andere Flüchtlinge viel mehr als er zu leiden hatten, zu sprechen zu kommen.

gegen „die“ hat, formuliert aber, dass er es als problematisch angesehen hat, z.B. im Sozialamt „mit „denen“ auf die gleiche Stufe gestellt“ zu werden (S. 12, 38-39, S.13, 1 ff). Es folgen Ausführungen über die „Ungewissheit“, die sich aus dem fehlenden Aufenthaltstitel ergeben hat, die „aber“, dass „Schlimmste“ waren (S. 13, 8ff).

In der folgenden Erzählung über das lange Warten bei der Ausländerbehörde (S. 13, 13 ff), wird auch das angespannte Verhältnis der Flüchtlinge untereinander thematisiert (ebd.). In der an diese Erzählung anschließenden Sequenz kommt Richard erneut auf die Haltung des deutschen Staates zu sprechen, den „gar nicht interessiert“ hat, „was mit uns passieren sollte“, wobei er die Entscheidung der deutschen Regierung Flüchtlinge aufzunehmen kritisch reflektiert und den Umgang der Bundesländer mit den Flüchtlingen unter arbeitsmarktpolitischen Gesichtspunkten vergleicht (S. 14, 4 ff).

Nach diesen längeren Ausführungen kehrt Richard zu seiner biographischen Erzählung zurück, die er mit dem Einzug der Familie in eine Wohnung (1994) fortsetzt. In diesem Zusammenhang begründet er Probleme bei der Wohnungssuche mit dem unsicheren Aufenthalt und dem Vorrang deutscher Bewerber (S. 14, 33- 39, S. 15 , 1-8).

Die nächste Erzählepisode umfasst „eine Geschichte“ aus dem Heim, an die sich Richard erinnert und mit der er die „Angst“ der Flüchtlinge „vor jedem und vor jeglicher Sache“ beschreiben will. Die Erzählung wird mit einer kurzen Schilderung der Kochgewohnheiten der Heimbewohner eingeleitet. Dann kommt Richard auf eine Situation zu sprechen, in der alle Heimbewohner, die einen Kochherd besaßen, was in diesem Heim verboten war, diese aus Angst vor einer Kontrolle in den Hof trugen (S. 15, 8-22). Bezug nehmend auf die Spannungen unter den Heimbewohner beschreibt Richard nun die „Angst“ seiner Mutter, die ihm und seiner Schwester eine Zeit lang verboten hat, in der U- Bahn laut zu sprechen. Vor dem Hintergrund seiner Wahrnehmung, dass sich „die Leute“ zum damaligen Zeitpunkt „stark angegiftet und gehasst“ haben, resümiert er erleichtert, dass das jetzt Gott sei Dank anders ist (S. 15, 27).

An dieser Stelle im Interview greift Richard die Erzählung seiner „ganz normalen“ Schullaufbahn wieder auf, wobei er die „problemlose Integration“ der bosnischen Kinder darauf bezieht, dass die deutschen Kinder in diesem Stadtteil in der Minderheit waren (S. 15, 33 ff, S. 16, 1-9). Anschließend stellt er die Situation derer, die bei der Einreise älter waren, als relativ

schwerer dar, da sie „sofort in die schlechteste“ Oberschule „abgesondert wurden“ und keine Vorbereitungszeit an der Grundschule hatten (S. 16, 9 ff).

Nach diesen Ausführungen unterbricht Richard seine Erzählung mit den Worten „Dann kam's halt auf die Leute selbst an.“ (S.16, 25), und erklärt, dass er nicht wisse, was mich an seiner Lebensgeschichte „besonders interessiert“. Ohne auf einen erneuten Erzählimpuls zu warten kommt Richard dann darauf zu sprechen, dass er mit den damaligen Heimbewohnern keinen Kontakt mehr hat, da diese umgesiedelt worden seien. Im Zusammenhang mit der Abschiebung oder „freiwilligen“ Rückkehr vieler Flüchtlinge kommt er auf seine eigene „freiwillige Rückkehr“ zu sprechen, die lediglich darauf abzielte, ein Studentenvisum zu beantragen, das ihm ermöglicht, in der BRD zu studieren, weswegen er keine Probleme mehr mit der Ausländerbehörde, bzw. „zumindest mit diesem Landeseinwohneramt“ hat. (S. 17, 12-13). Angesichts der relativ geringen Anzahl von Flüchtlingen aus Bosnien in der BRD formuliert er anschließend die Hoffnung, dass die Deutschen „die restlichen paar Menschen“ (S. 17, 16-17), so auch seine Mutter und Schwester aufnehmen werden. In den folgenden Ausführungen vergleicht Richard die Flüchtlingspolitik verschiedener europäischer Länder und kritisiert in diesem Zusammenhang Deutschland, den „einzigsten Staat, der so viel (bosnische Flüchtlinge, d.A.) aufgenommen hatte, und sich dann (...) denen gegenüber auch so, ja, ich will nicht sagen böswillig, aber so tollpatschig benommen hat irgendwie.“ (S. 17, 25-28). Vor diesem Hintergrund erklärt er die Folgen des Arbeitsverbotes für die Dreißig- bis Vierzigjährigen, die als Flüchtlinge in der BRD 10 Jahre ihres Lebens verloren haben, „weil sie in ihrem Beruf nicht weiterkamen“ (S.17, 28 ff) und resümiert, dass nicht alle „so irgendwie gerissen“ sind (S. 17, 38). Von der Zeit als Flüchtling Abstand nehmend, bezeichnet er sich abschließend lachend, als den jetzt „voll integrierten Bürger“ (S. 17, 39), obwohl er diese Äußerung anschließend relativiert, indem er auf seine anhaltende Benachteiligung zu sprechen kommt, die sich daraus ergibt, dass er sich an der Universität als Bildungsinländer bewerben darf, als Ausländer aber keinen Anspruch auf Bafög hat (S. 18, 2 ff). In diesem Zusammenhang ist die folgende Erklärung zu verstehen, dass er nun von seinem Vater unterstützt wird, der in Bosnien Arbeit gefunden hat.

Mit dieser Aussage leitet Richard zu einer Darstellung der aktuellen Situation in Bosnien über (S. 18, 10 ff), in der er auch auf die Ursachen des Krieges zu sprechen kommt, wobei er sich um die Einbettung in historische Zusammenhänge bemüht (S. 18, 33-35, S.19, 1 ff). Es schließen Reflexionen über die Folgen des Krieges für Bosnien an. In diesem Zusammenhang problematisiert er auch die Verwirrung über die Zugehörigkeit zu Bosnien (Wer darf sich als

Bosnier bezeichnen, bzw. ist Bosnier) (S. 21, 36-37, S.22, 1 ff). Diese Erzählsequenz schließt Richard mit der Frage ab, wie er diese komplexen Zusammenhänge den Leuten an einer deutschen Schule erklären sollte, die ihn fragten: „Na, wer kämpft da jetzt gegen wen?“, wobei er sich die Antwort selber gibt: „Wir gegen uns.“ Nach einer bedauernden Äußerung: „Na ja. Schade.“ (S. 22, 37-38) fordert mich Richard auf, Fragen an ihn zu stellen, wenn mir etwas unklar geblieben ist.

In dem folgenden Nachfrageteil kommt es unter anderem zu detaillierteren Darstellungen der Unterstützungsleistungen, die Einfluss auf den positiven Verlauf des Schulbesuchs genommen haben, so z.B. der Besuch einer Privatlehrerin, bei der Richard zeitweise Nachhilfestunden bekam (S. 23, 7-19, S. 25, 1-27) und zur Begründung des Bleibewunsches (S. 31, 20 ff).

3.6.2.2. „also nun wollen wir mal gucken, was willst du studieren?“

In Richards Erzählung spiegelt sich wider, dass sich seine Familie im Exil in relativ hohem Maße reorganisieren konnte. Dies kann unter anderem darauf zurückgeführt werden, dass im Verlauf des Aufenthaltes im Residenzland auch außerfamiliäre Netzwerke aufgebaut wurden. Auf einer anderen Ebene finden sich in Richards Schilderungen immer wieder Hinweise, dafür, dass die familiären Unterstützungsleistungen erheblich dazu beigetragen haben, dass sich seine Erfahrungen von der vieler geduldeter Flüchtlinge unterscheiden. Den Hinweisen auf die protektive Wirkung familiärer Unterstützung soll im Folgenden nachgegangen werden.

Richards Schilderungen familiärer Unterstützungsleistungen beginnen mit der Aufnahme der Familie im Haus von Verwandten im ehemaligen Jugoslawien und führen zu einem Bericht über den vorläufigen Verbleib der Familie bei einer Tante, die in der BRD lebt:

„Und dann, (...) zweiundneunzig, hat- meine Mutter mich und meine Schwester in ein Bus gepackt, und wir sind dann nach (Name einer Stadt im ehemaligen Jugoslawien) gefahren. Auf n paar Tage. Ich glaube, wir wollten auf zwei Wochen raus, (...) bis sich die Lage n bisschen beruhigt. Weil es fing in (Name der Heimatstadt) auch schon an so Drohungen und ja, verschieden so auf der Arbeit, meine Mutter war ne Serbin, natürlich so die Stadt ist mehrheitlich muslimisch, da kamen auch so die ersten, ja, Anfeindungen, Angiftungen, so wie's halt nun mal, na ja, in dieser Kriegpsychose üblich war. Und \ (senkt die Stimme, leise:) an diesem, wir waren schon in (Name der Stadt), haben wir erfahren, dass auch in meiner Stadt dann das angefangen hat mit m, na ja, Massaker.“ (Richard, S. 5, 24-34)

„Ja, also das war dann der Anfang.\ (lacht leise auf) Und wir flohen dann aus (Name der Stadt)° nach sieben Tagen nach (Name einer Stadt), weil wir- weil meine Tante da ein Haus hatte oder eine Wohnung, die sie uns überließ.\ (schnaufend:) Und da war ich ein Monat in (Name der Stadt).\ Hm, und da wir irgendwann nichts mehr zu beißen hatten, mussten wir n anderen Weg suchen. Und da hat sich meine Mutter entschlossen, nach

Deutschland zu gehen. Und da ich- da wir eine Tante hier hatten, die uns auch hatte aufnehmen können, war's für uns möglich, in Deutschland einzureisen. Und ich kann mich noch an diese Fahrt erinnern, an den Zug aus (Name der Stadt) nach (Name der Stadt), wo wir dann auch an der (...) Grenze raus- ja, raus gingen und meine Tante uns per Auto nach Deutschland rüber gefahren hat. Man durfte ja nicht einreisen. Deutschland nahm, fälschlicherweise wie die alle hier glauben, keine Flüchtlinge auf. \((nachdrücklich:) Sie haben bloß keine rausgeschmissen als sie schon drin waren.“ (Richard, S. 6, 13-27)

Die Möglichkeiten der Familie, die Flucht mit Hilfe der Tante zu meistern und dort auch vorübergehend aufgenommen zu werden, führt dazu, dass Richard nicht direkt mit der Lebenssituation in einem Flüchtlingsheim konfrontiert wird und die Familie in der ersten Orientierungsphase im Exil Unterstützung erfährt. Allerdings kann die Familie nicht dauerhaft bei den Verwandten leben:

„Hach ja, und dann\ mit der Familie ist es nun mal so, drei Monate ist man willkommen, ab da ist man doch schon \((leise lachend:) recht lästig,\ sind wir in dieses Asylantenheim gezogen.“ (S. 7, 22-25)

Die Familie schafft es, obwohl sie nur geduldet ist, bereits im ersten Jahr nach der Ankunft in der BRD sich so zu reorganisieren, dass sie Verwandte im ehemaligen Jugoslawien unterstützen können:

„Vater war auch, also meine beiden Eltern waren ein bisschen niedergeschlagen. Weil sie waren's ja gewohnt zu arbeiten. Mutter ist (...). Sie hat das in dem ersten Jahr sogar geschafft, Arbeit zu haben, zu finden. Sie hat dann auch doch einiges verdienen können. Nicht viel, aber es (..) halt ausgereicht, um uns über die Runden zu bringen. Es hat mit der Sozialhilfe grade so ausgereicht, nicht nur uns über die Runden zu bringen, sondern auch- wir haben ja nicht davon alleine gelebt, sondern auch die Familie, die unten geblieben ist, denen musste man ja auch was schicken, die hatten ja auch nichts zu beißen. Sei es die, die in Bosnien waren, sei es die, die geflohen waren.“ (Richard, S. 9, 32-36, S.10, 1-6)

Richard betont, dass ihm das Einleben in die Schule dadurch leicht fiel, dass fast alle Kinder nicht-deutscher Herkunft waren:

„Also ich hab mich au' nie irgendwie als anders empfunden gegenüber den anderen. Also manche Sachen fielen mir leichter, manche schwerer so. Und sowieso in (Name des Stadtteils), da ist man als Ausländer nicht unbedingt ein Außenseiter. (lacht auf) Da hatte ich manchmal das Gefühl, dass doch eher die deutschen Kinder in der Minderheit waren. Was auch bei uns wirklich so war. Obwohl es an meiner Schule überhaupt keine Probleme damit gab. Also integriert waren wir alle problemlos da.“ (S. 15,37-39, S. 16,1-5)

Richards Eltern verfügen über relativ hohe Bildungsabschlüsse bzw. gefragte Qualifikationen, was ihnen möglicherweise erleichtert, in der BRD Fuß zu fassen und ein Netz von Kontakten aufzubauen. Unklar bleibt, ob die Verwandten, die bereits in der BRD lebten, der Familie dabei geholfen haben immer wieder Menschen zu finden, die die Familie unterstützen.

Richard wird im schulischen Kontext und darüber hinaus kontinuierlich von seinen Eltern unterstützt:

„Es wurde ab und zu halt versucht, den Kindern eine Möglichkeit zu bieten, die deutsche Sprache zu lernen und an diesen Kursen hab ich dann einfach teilgenommen. Und das hat auch geholfen, also. Es war ne gute Sache und es war auch kostenlos, glaub ich, sogar. Na ja, fünf Mark hat's gekostet wegen der Kopien und so weiter. Aber irgendwann musste man's dann schon in der Schule packen und am meisten hab ich dann doch wohl in der Schule mit dem- in dem Umgang mit dem Lernstoff gelernt. Ja, und heute lern ich ja die Sprache immer noch, so ist's ja nicht. Nur, ja, ich hatte auch eine Privatlehrerin teilweise, Zeit lang, also die- also ganz normal Nachhilfestunden also. Und das hat auch ein Jahr gedauert und dann haben sich auch stetig meine Noten dann verbessert in der deutschen Grammatik und na ja, bis heute hab ich Recht- Probleme mit der Rechtschreibung. Aber das liegt mehr an meinem schnellen Schreibstil als wirklich an dem Unverständnis. Ja, und (im) Abitur hat sich dann herausgestellt komischerweise, dass Deutsch mein bestes Fach war.“ (Richard, S. 23, 9-249)

Auf die Frage, ob er sich die Nachhilfestunden selber organisiert hat, antwortet Richard:

P: Na ja. (schnauft leise) Meine Mutter, die ist- also ich weiß gar nicht, wie das richtig war. Manchmal war es meine Mutter, manchmal war ich es. Also ich musste natürlich jedes Mal alleine hingehen und so. Sie wohnte (Name eines Stadtteils). Ich wohnte (Name eines Stadtteils). Also ich musste da- es war immer recht mühsam da dort hinzufahren, wieder zurück. Also ich hab's gehasst, um das ganz ehrlich zu sagen. Aber es hat im Endeffekt viel gebracht.“ (Richard, S.25,21-27)

Richards Wunsch zu studieren, wird von der Familie mitgeprägt und getragen. Auf dem Weg zum Studium wird er wiederum von der Familie unterstützt:

„Ich wollte immer Medizin studieren, das war bei mir immer vorprogrammiert. Aufgrund der Familie, (unv. Wort) also der Familientradition oder- \ (lacht auf:) ja.“ (S. 36, 9-12)

„Wir sind auch mal zu meiner Verwandtschaft, auch wiederum kurz vor meinem Abi, nach (Name einer Stadt in England) gefahren, und zwar nicht, weil ich die Stadt sehen wollte unbedingt, das war ein netter Nebeneffekt, sondern weil ich mich nach den Studiumsmöglichkeiten in (Name der Stadt) erkundigen wollte. Die waren schrecklich, aber, na ja, hab da halt (Name der Stadt) gesehen auch, war auch okay so. Kann man- kann au' nicht jeder von sich behaupten, (aber) auch nicht aus diesem- aus diesem ähm Blickwinkel der Flüchtlinge und \ (auflachend:) der- zurecht- des Zurechtkommens da.\ Also \ (leise:) na ja, Verwandtschaft (eben.) \ (lacht leise auf)

I: Wie bist du da drauf gekommen, nach (Name der Stadt) zu fahren?

P: Weiß nicht, also es war so: Wir hatten da Verwandtschaft und es stellte sich für mich die Frage, \ (senkt die Stimme:) wo studiere ich.\

I: Ach so.

B: \ (senkt die Stimme:) Was mach ich.\ Dann gehen wir mal nach (Name der Stadt) und gucken mal da, wie es da ist. Weil da gibt's so Stipendien und so was, vielleicht kann man da was richten, wenn es hier nicht klappt. Weil wissen Sie als Flüchtling hat- haben Sie immer drei Ässe im Ärmel und versuchen auch, alle drei Asse irgendwie hinzukriegen, dass- dass Sie jede Möglichkeit haben können. Weil mit einer Möglichkeit, da geht's

meistens schief- meistens schief. Also Murphy's Law: Es läuft halt immer so, wie Sie es nicht haben wollen. Also haben Sie immer so noch die zweite- wie mit den Pässen. Klar, man kann sich auf einen Pass beschränken, aber der ist ja- der ist ja von der Polizei eingezogen worden, also sowieso haben Sie dann keinen. Haben ja noch diesen, von dem wissen Sie nicht mal, dass Sie ihn haben. Den schlagen Sie sich selbst aus der Erinnerung raus. Und den holen Sie nur dann heraus, wenn's wirklich hart auf hart kommt. Und genauso fuhr ich auch nach (Name der Stadt) um zu sehen, was es da für Möglichkeiten eventuell gäbe. War da. Medizinstudium ist recht teuer, recht- recht, recht teuer, aber die Stadt ist auch arschteuer.\(leise, senkt die Stimme:) Und deshalb sind wir zurückgefahren, das war-wir waren halt fünf oder sechs Tage da bei der Verwandtschaft, haben so mit- ein bisschen mit denen rumgesprachen so, sind durch die Stadt gegangen, Papa, Schwester und ich, dann sind wir wieder zurückgefahren. Also nichts Besonderes.\“ (Richard, S. 40, 29-35, S.41, 1-27)

„I: Und du hast mit ihm (Vater) Kontakt gehabt auch über das Thema: Wie geht's weiter? Oder?

P: Ja, ja, klar. Das ist- es war so allgemein Sorge der Familie, \ (leise:) also das war- war klar, weil\ dadurch dass meine Eltern halt hier miteinander ein gutes Verhältnis, obwohl sie, es gibt ja auch viele Ehen, die sind an diesem Krieg zugrunde gegangen, weil sie-weil die beiden Ehepartner nicht zum gleichen Volk gehörten. Ist bei meinen Eltern der Fall. Vater Kroat, Mutter Serbin. Aber die lieben sich halt und haben- haben uns auch lieb. Und daher war das- ja, was macht (Name), also nun wollen wir mal gucken, was willst du studieren? Ach Medizin. Ja, ja, machst du halt. Und, ja, \ (auflachend:) wo machen wir's?\ Und \ (leise:) ja, dann gingen wir nach (Name der Stadt). Dann kamen wir wieder hierher und ich entschied mich doch, dass es hier \ (auflachend:) besser ist zu studieren.\ Vor allem sehr viel billiger.“ (S. 42, 3-16)

Richards Vater, der nach Bosnien zurückgekehrt ist und wieder in seinem alten Beruf arbeitet, finanziert bis dato das Studium des Sohnes, der sich in der BRD als Student eingeschrieben hat:

„Auch wenn ich für den deutschen Staat immer noch als Ausländer gelte. Was ich immer wieder lustig finde, dass ich mich an die Uni als Bildungsinländer bewerben darf, aber für den- für das Bafög-Amt halt nicht infrage komme als Ausländer. Danke auch. (lacht auf) (...) (lacht auf) Aber Gott sei Dank hat mein Vater jetzt eine anständige Arbeit da unten und kann es mir einigermaßen ermöglichen, hier über die Runden zu kommen.\(leise:) Das geht schon dann.\“ (S. 18, 2-8)

Es wird deutlich, dass die Familie über ein hohes Maß an Ressourcen verfügt und immer wieder Selbsthilfepotentiale mobilisieren kann. Richard wird dadurch streckenweise erheblich entlastet und unterstützt.

Die Familie kann auch soziale Beziehungen außerhalb der Flüchtlingscommunity aufbauen und diese nutzen:

„Wir haben Bekannte gehabt, die haben hier zwei große Baufirmen gehabt.\(senkt die Stimme:) Und wie wir sie kennen lernten, ist jetzt, glaub ich- ich weiß gar nicht mehr so\ \ (leise auflachend:) richtig.\ Auf jeden Fall haben sie diese eine Wohnung renoviert. Und da haben sie uns gefragt, ob wir Lust hätten dort hinzuziehen. Natürlich sehr wohl. Weil

haben auch in diesem Heim Probleme bekommen mit einem Nachbarn. Also es gab so, \(\text{leise schnaufend:}\) ja, Fausthiebe\ gegen die Tür und Streitigkeiten und es war nicht mehr schön dort zu wohnen. Und da kam's uns grade recht, dass wir- wir haben- natürlich hat jeder aus dem Heim versucht irgendwo eine Wohnung zu finden, und da haben wir sie gefunden. Das einzige Problem war halt, wie kriegt man's übers Sozialamt und wie kriegt man's mit dem Vermieter hin. Mit dem Vermieter haben wir's so hinbekommen, dass wir Untermieter waren bei einem andern Menschen, der eine längere Aufenthaltsgenehmigung hatte als wir, diese Wohnung also normal mieten konnte, und die uns dann halt untervermietet hat, ohne Kostenaufschlag. Also es war nur ne reine Proforma-Sache für den Vermieter. Und auf dem Sozialamt haben se- haben sie sich halt mit dem Preis einverstanden erklärt,\(\text{leise:}\) mehr oder weniger. Ja.\ Und das war dann halt unsere Wohnung.“ (Richard, S. 27, 2-22)

3.6.2.3. Kontrastierung der Fallbeispiele Richard und Lara

Während Lara vor allem die eigene Initiative im Kontext der schulischen Sozialisation und beruflichen Perspektiventwicklung hervorhebt, wird in Richards Erzählung die Bedeutung und stabilisierende Wirkung familiärer Netzwerke und Unterstützungsleistungen erkennbar.

Lara stellt in ihrer Erzählung heraus, dass sie in ihrer Schullaufbahn immer wieder erfahren hat, dass sie kompetent und leistungsstark ist, wodurch das Gefühl der Handlungskompetenz in diesem Bereich gestärkt wird. Sie übernimmt in hohem Maß Verantwortung für ihre „Bildungskarriere“, die sie über weite Strecken von negativen Erfahrungen abkoppelt, die sie als geduldeter Flüchtling macht. Dies führt zum Teil dazu, dass sie zentrale Widrigkeiten in der eigenen Biographie und der Lebenssituation anderer Jugendlicher, die ohne gefestigten Aufenthalt in Deutschland leben, retrospektiv relativiert oder ausblendet. In diesem Zusammenhang kommt es zu der Abwertung anderer Jugendlicher, denen es nicht gelungen ist sich zu etablieren. Ihr (religiöser) Glaube stützt sie in der Annahme, Situationen verändern zu können. Besonders deutlich wird, dass Lara unter einem erheblichen Druck steht, ihre Zukunft abzusichern bzw. Situationen zu kontrollieren.

Richard erfährt vergleichsweise mehr Unterstützung durch seine Familie, die sich im Exil in erheblichem Maße reorganisieren kann. Er bemüht sich in der aktuellen Situation, die nicht mehr von den existentiellen Sorgen um den Aufenthalt etc. geprägt ist, von der eigenen Betroffenheit zu distanzieren oder diese zu relativieren.

Über die Widersprüche, die sich aus der Gesetzgebung für Flüchtlinge ergeben, spricht er unter anderem in Anekdoten und Geschichten, die er zum Teil selber erlebt oder von anderen gehört hat.

Vor dem Hintergrund der erreichten sozialen Positionierung ist die emotionale Ver- und Bearbeitung des migratorischen Prozesses und seiner Widrigkeiten aus einem anderen Blickwinkel möglich. Die Präsentation der Lebensgeschichte kann in Richards Fall aber auch vor dem Hintergrund männlicher Verarbeitungsformen interpretiert werden, die widerspiegeln, dass Jungen bereits früh lernen (müssen) ihre Emotionen zu kanalisieren oder zu unterdrücken (vgl. zu diesem Mechanismus, Böhnisch/Winter, 1993, S. 22).

Die Familien beider Informanten haben Kontakt zu einer Flüchtlingsberatungsstelle aufgebaut.

Es zeigt sich dennoch, dass die Jugendlichen in vielen Lebenssituationen in hohem Maße auf sich bzw. ihre Familien zurückgeworfen sind.

Die Fallbeispiele Richard und Lara ermöglichen es, Einblicke in die Erfahrungsverarbeitung der Jugendlichen zu gewinnen, deren Lebenssituation sich bereits durch die verfestigte Aufenthaltssituation verändert hat.

Während sich Richard, vermittelt durch seine Eltern, in der Phase der Perspektiventwicklung überwiegend handlungsfähig erlebt und darüber hinaus auf die Erfahrung zurückblickt, dass die soziale Realität veränderbar ist, hebt Lara hervor, dass sie ihr Schicksal in die eigenen Hände genommen hat.

Beide Interviewpartner relativieren ihr Schicksal. Beide präsentieren sich selbstbewusst und stellen ihre schulische Sozialisation als nahezu bruchlos dar, so dass die Verlaufskurve der Flucht und die Erfahrung der Benachteiligung in den Hintergrund tritt.

Vor dem Hintergrund der dargestellten Entwicklungen im ehemaligen Jugoslawien und eines kontinuierlich verlaufenden Prozesses der Stabilisierung im Exil, sowie einer erfolgreich verlaufenden Schulkarriere, werden in Richards Fall eigene leidvolle Erfahrungen, wie z.B. die zeitweilige Trennung vom Vater, zu Nebenschauplätzen einer verfehlten Politik, die andere Familien noch härter getroffen hat.

Die Stabilisierung und Reorganisation der Familie wird durch die Unterstützung und Hilfe signifikanter Anderer, aber auch durch die Überwindung von moralischen Barrieren, die z.B. der Aufnahme einer illegalen Tätigkeit der Mutter entgegengestanden hätten, aber auch durch die Überwindung von Ängsten möglich. Die Versuche der Verarbeitung des Erlittenen wer-

den in Richards Fall durch die Einbettung des individuellen Schicksals in historische und politische Kontexte markiert.

In Laras Fall zeigt sich vordergründig eine Stabilisierung, die jedoch nicht zwingend eine umfassende Erfahrungsverarbeitung voraussetzt. So können in ihrem Fall traumatische Kriegs- und Fluchterfahrungen angenommen werden, die sie nicht artikulieren möchte. Möglich ist, dass sie traumatische Erfahrungen verdrängt, um ihre Handlungsfähigkeit aufrecht zu erhalten. Diese Hypothese würde sich vor dem Hintergrund der hohen personalen Übernahme von Verantwortung, die sie für sich, andere Flüchtlinge und ihre Familienangehörigen übernimmt erklären. Lara steht unter dem enormen Druck anderen Halt und Orientierung zu bieten und zu funktionieren, während Richard Halt, Orientierung und Unterstützung in seiner Familie findet.

3.6.3.1. Resümee

Der Vergleich der Fallbeispiele und weiterer Interviews zeigt, dass eine Erfahrungsverarbeitung nicht bei allen Jugendlichen gleichermaßen erfolgt ist bzw. vorausgesetzt werden kann. Vielmehr wird deutlich, dass eine Verarbeitung erschwert ist, wenn

-ein Jugendlicher anhaltend in Verlaufskurvenentwicklungen verstrickt ist (vgl. Fallbeispiele Janin und Lydia, Kapitel 3.3.1.)

-ein Jugendlicher unter dem Druck steht, für andere Verantwortung übernehmen zu müssen und besonders gut zu funktionieren (vgl. Fallbeispiel Lara, Kapitel 3.6.1.)

-ein Jugendlicher oder Familienangehörige (schwer) traumatisiert sind (vgl. Fallbeispiel Janin, Kapitel, 3.3.2., Fallbeispiel, Lara, Kapitel 3.6.1.)

-ein Jugendlicher keine Unterstützung erfährt

-sich ein Jugendlicher in einer anhaltend unsicheren bzw. verunsichernden Situation befindet.

Insgesamt kann die Aussage getroffen werden, dass eine Erfahrungsverarbeitung nur schwer erfolgen kann, wenn Stabilisierungsprozesse immer wieder gestört werden. So leiden die Betroffenen z.B. unter permanenten oder latenten Ängsten vor einer Rückkehr ins Herkunftsland, die die Familien nicht zur Ruhe kommen lassen, solange ihr Aufenthalt nicht gesichert ist.

Der Erfahrungsverarbeitung kann ein schützendes häusliches Umfeld entgegenkommen, wie dies an Richards Beispiel nachvollziehbar wird, dessen Familie sich in hohem Maße reorganisieren und den Verlust ihres sozialen Status kompensieren, sowie ein Netzwerk an Beziehungen aufbauen kann. Die zurückgewonnene Handlungsfähigkeit und bestehende Handlungskompetenz der Eltern bewirkt, dass sie den Kindern in einer unterstützenden und orientierungsstiftenden Funktion zur Seite stehen können. Dies zeigt sich ganz konkret in der Phase der Perspektiventwicklung.

Der Rahmen, den Richards Eltern schaffen, begünstigt seine kontinuierliche Stabilisierung und gibt Richard somit Raum, seine Erfahrungen theoretisch einzuordnen und zu relativieren. Richards hoher Reflexionsgrad über die Hintergründe und Zusammenhänge, die zum Ausbruch des Krieges führten, aber auch sein Wissen um politische Zusammenhänge, die die ambivalente Situation geduldeter Flüchtlinge im deutschen Exil verursach(t)en, legen zudem Vermutungen nahe, dass diese Zusammenhänge auch im familiären oder Freundeskreis kritisch reflektiert wurden. Möglich ist aber auch, dass Richard sich in anderen Kontexten, bzw. aus eigenem Antrieb mit der Geschichte des Krieges, der „Ausländerpolitik“ in Deutschland etc. beschäftigt hat⁸⁰.

Einer Stabilisierung von Richard und Lara kommt entgegen, dass sich ihre aufenthaltsrechtliche Situation verbessert hat. Gleichzeitig wird deutlich, dass Lara anhaltend unter enormem Druck steht, sich eine sichere Existenz aufzubauen.

An Laras Beispiel wird zudem deutlich, dass die Verbesserung der aufenthaltsrechtlichen Situation nicht impliziert, dass die Verarbeitung traumatischer Kriegs- und Fluchterfahrungen etc. gelingt.

3.7. Bewältigungsversuche und -strategien der beruflichen Orientierung

Im Folgenden werde ich der Frage nachgehen, welche Bewältigungsversuche die Jugendlichen unternehmen, um ihre Handlungsfähigkeit im Spannungsverhältnis von Selbstentwicklung und Sozialintegration herzustellen oder aufrechtzuerhalten. Hierbei beziehe ich mich vor allem auf Bewältigungsversuche, die von den Jugendlichen im Zusammenhang mit ihrer beruflichen Orientierung benannt wurden.

⁸⁰ Interessant ist, dass Richard, obwohl er über einen relativ hohen Reflexionsgrad verfügt, pauschalisierende und diskriminierende Verdächtigungen über die Flucht- und Aufenthaltsgründe der Roma, die im Zuge des

Trotz der Risiken und Unsicherheiten bezüglich der Realisierbarkeit ihrer Zukunftspläne und Lebensentwürfe, zielen die Bewältigungsversuche der Jugendlichen zumeist darauf ab, eine Übereinstimmung zwischen den eigenen Bedürfnissen und der Lebenssituation herzustellen, obwohl diese der Realisierung entgegenstehen kann.

Die praktischen Versuche der Bearbeitung und Kontrolle, so z.B. durch die Modifikation von kurzfristigen Lebensplänen, stellen Bemühungen dar, der marginalen Positionierung entgegenzuwirken, bzw. sich parallele Handlungsfelder zu erschließen, in jedem Fall aber die Handlungsfähigkeit wiederherzustellen oder beizubehalten.

Auf dem Nährboden der Verunsicherung entwickeln die Jugendlichen neue Überlebensstrategien. So werden z.B. Ideen der Weiterwanderung, um in einem anderen Land möglicherweise auf bessere Bedingungen zu stoßen artikuliert, wobei diese Möglichkeit auch einen Versuch der Regulation darstellt, um der Perspektivlosigkeit entgegenzuwirken.

Ein zusätzlicher Versuch, der ambivalenten Situation zu begegnen, findet sich in den Äußerungen wieder, die getragen von Hoffnungen auf einen dauerhaften Aufenthalt sind. Die Strategie des Ausweichens auf schulische Qualifizierungsmöglichkeiten steht in diesem Zusammenhang. Die Strategie, sich auf Umwegen den eigentlichen Berufswünschen nähern zu müssen, basiert auf der Erkenntnis, dass andere Wege verschlossen sind und wird nicht selten von der Hoffnung auf einen gefestigten Aufenthaltstitel getragen.

Hervorzuheben ist, dass die später eingereisten Jugendlichen sich trotz der aufenthaltsrechtlich prekären Lage motivieren konnten, einen Schulabschluss nachzuholen bzw. diesen zu wiederholen.

Diesen konkreten und eher „unproblematischen“ Versuchen, die Handlungsfähigkeit wieder herzustellen, bzw. diese beizubehalten, zu denen ich auch die zähle, nach der Rückkehr in das Herkunftsland als ausländischer Studienbewerber wieder in die BRD einzureisen (vgl. Fallbeispiel Richard, Kapitel 3.6.2.), stehen eher „problematische“ Versuche der Regulation gegenüber, die angesichts der subjektiven Wahrnehmung Anforderungen nicht gerecht zu werden, bzw. einer Situation hilflos ausgeliefert zu sein oder diese nicht ändern zu können, wahrscheinlicher werden.

Krieges nach Deutschland geflohen sind, äußert. Möglicherweise handelt es sich hier um die Übernahme verbreiteter Vorurteile, denen Angehörige dieser Minderheit immer wieder ausgesetzt waren und sind.

Einen problematischen Versuch der Belastungsregulation stellt z.B. der Schulabbruch weit im Vorfeld der beruflichen Orientierung dar, wie wir ihn an Sherifs Beispiel nachvollziehen können.

Sherif deutet den Grund für seinen Schulabbruch zunächst nur an:

„B: Ja, hab ich nur drei Tage hingegangen und dann war (da) diese Duldung (so).“ (Sherif, S. 3, 6)

Durch die Äußerung „Und dann war (da) diese Duldung (so)“ gibt Sherif zunächst einen Hinweis, dass sein Schulabbruch möglicherweise damit zusammenhing, dass seine Familie nicht über einen Aufenthaltsstatus verfügte oder abgeschoben werden sollte, bzw. die Familie nicht langfristig planen konnte.

Dann nennt er weitere Gründe für den Schulabbruch:

„Ja ja, ich (..) ich sollte damals also (in) die fünfte oder sechste Klasse gehen, die hab'n mich in die vierte also zurück- und dann hab ich also (räuspert sich) so gefühlt, ich war so der Größte da in der Schule. Es war so- ich weiß auch nicht, das war so ein Gefühl, kann man nich so erzählen, (ja?)“ (Sherif, S. 12, -15)

Sherifs Mutter ist auf die Hilfe der Familienangehörigen angewiesen und kann ihren Wunsch, dass der Sohn die Schule weiter besucht, erst zu einem späteren Zeitpunkt Nachdruck verleihen:

„Nee, sie hat mir früher gesagt, also als ich die Schule aufgehört habe, sie hat mir gesagt: „Warum gehst du nich weiter?“ und so. Aber sie sagt: „Ich helfe dir“ oder dann ein oder zwei Jahren, also achtundneunzig oder neunundneunzig, da war sie ein bisschen besser so. Also da wollte sie, dass ich weitermache dann. Ich hab gedacht, die werden mich nich da- ich bin zu- zu alt für die Schule oder so.“ (S. 10, 5-10)

Der Schulabbruch hat zur Folge, dass Sherif mehrere Jahre zu Hause bleibt. Die Schwierigkeiten der Wiederaufnahme des Schulbesuchs finden sich auch darin, dass er seine Mutter pflegen muss. Als es der Mutter schließlich besser geht, fühlt Sherif sich „zu alt für die Schule“. Die Schwelle, in die Schule zurückzukehren wird immer höher. Zum Zeitpunkt des Interviews hat die Familie bereits einen Antrag auf eine Aufenthaltsbefugnis gestellt, was dazu geführt hat, dass Sherif sich nun doch um die Aufnahme an einem Hauptschulabschlusslehrgang bemüht. Hier wird erneut der Zusammenhang zwischen der Schulbesuchsmotivation und der Aufenthaltsperspektive erkennbar.

Sherif hat große Angst vor der Aufnahmeprüfung, da er seit seinem 15. Lebensjahr keine Schule mehr besucht hat.

Das jahrelange Verschwinden des Jugendlichen hat zur Folge, dass die Wahrscheinlichkeit sinkt, Akzeptanz und Wertschätzung, aber auch Orientierung und Unterstützung von außen zu erfahren.

Eine weitere Variante der problematischen Belastungsregulation, deren Ursachen sich vielfältig bedingen können, ist das Ausweichen in eine illegale Beschäftigung.

Unter einem anderen Blickwinkel kann das Ausweichen in illegale Beschäftigung allerdings auch als konstruktiver Bewältigungsversuch angesehen werden, die eigene Handlungsfähigkeit wieder herzustellen.

Eine abgebrochene Schullaufbahn führt nicht zwangsläufig zu resignativen Tendenzen im Hinblick auf die Möglichkeit Arbeit zu finden, wie das Beispiel von Bruce Lee zeigt, der sich zum Zeitpunkt des Interviews mit dem Handel von Altkleidern über Wasser hält⁸¹:

„wenn ich hier bleibe, zum Beispiel oder so, ich kann (...) auch irgendwo hingehen und dann zum Beispiel Autohändler oder in Autowerkstatt helfen oder Saubermachen oder- es gibt viel Arbeiten auch, wo man ohne Ausbildung machen kann oder Beruf. Keine Ahnung, aber es wäre besser mit Beruf oder so. Mit (dem) Beruf so, wenn es nicht noch zu spät ist oder so, wieso nicht?“ (Bruce Lee, S.6, 26-28 und S. 7, 1-4)

Um die Bewältigungsversuche in ihrer Varianz sichtbar zu machen, habe ich mich im Folgenden um eine abstraktere Darstellungsebene bemüht, die gleichsam aus den konkreten Beispielen erwachsen ist.

Alle hier aufgeführten Variationen setzen die Annahme voraus, dass die Jugendlichen Versuche unternehmen, in der gegebenen Situation handlungsfähig zu bleiben, wenngleich die Erkenntnis, dass wirkungsvolles Handeln nicht immer möglich ist, um die äußeren Bedingungen zu ändern, auch zu Rückzug und Stagnation führen können.

Auch hängt die „individuelle Variation in der Wahl der Bewältigungsform (...) zweifellos von einer Anzahl von Faktoren ab“ (vgl. Nitsch, et al, 1981, S. 256), wie z.B. von dem Grad der Ungewissheit, dem Grad der Bedrohung, dem Vorliegen eines Konfliktes oder dem Grad der Hilflosigkeit (vgl. ebd.).

⁸¹ „ich wollte nichts unternehmen und nichts suchen, weil ich keine Arbeitserlaubnis habe und (aber) soll ich mein Arbeitserlaubnis zum Beispiel und dann n Beruf finden. Also hier in (Name der Stadt)° das ist ein bisschen schwieriger. Da musst du auch ein bisschen aufpassen und so. Zum Beispiel wenn ich hier länger bleiben will und so, ich kann jetzt nicht einfach hingehen und arbeiten. Also ich weiß nicht.“ (Bruce Lee, S.24-29)

3.7.1. Aktive Bewältigungsversuche

Unter aktiven Bewältigungsversuchen verstehe ich all die Versuche, die mit dem Bewusstsein um die eingeschränkten Partizipationsspielräume im Qualifizierungsbereich unternommen werden, diese also nicht ausblenden, sondern zum Thema der Entscheidungsfindung machen. Die Jugendlichen nehmen z.B. ein Ausweichen auf Umwege in Kauf, um an ihr Ziel zu gelangen. Sie entscheiden sich für diese Umwege, weil sie keine alternativen Möglichkeiten sehen, gleichzeitig stellt der Weg des Ausweichens, z.B. auf schulische Qualifizierungswege eine Überbrückungsmöglichkeit dar.

Ausweichen, in diesem Sinne verstanden, setzt somit voraus, dass ein kurz- oder langfristiges Ziel, z.B. der Wunsch nach einer Berufsqualifikation, vorhanden ist bzw. entwickelt wurde, wengleich dieses auf herkömmlichem Wege nicht erreichbar erscheint. Ein Ziel oder einen Plan zu entwickeln, bedeutet auch, Prioritäten zu setzen und der Umsetzung Bedeutung beizumessen.

Bezogen auf die Lebensgestaltung und –planung konnten die betreffenden Jugendlichen Ideen entwickeln, wie das zukünftige Leben einmal aussehen soll oder könnte, dies stellt bereits eine Konstruktionsleistung dar, die den Handlungsentscheidungen zugrunde liegt.

Sie setzt das Gefühl der Handlungskompetenz und die praktische Verarbeitung von Problemen voraus. Die Handlungskompetenz wird vor dem Hintergrund des Bewusstseins, dass die Handlungsfähigkeit nur partiell oder vorübergehend eingeschränkt ist, bewahrt oder wiedererlangt.

Bezogen auf die Zielrichtung einer Handlung stellt das Ausweichen einen Versuch dar, sich dem angestrebten Ziel, z.B. der Aufnahme einer legalen Beschäftigung durch überbrückende oder alternative Handlungsstrategien zu nähern, wenn das direkte Erreichen nicht möglich ist.

3.7.2. Passive Bewältigungsversuche

Unter passiven Bewältigungsversuchen verstehe ich solche, denen keine bewusste Entscheidung zugrunde liegt.

Unter diese Kategorie fallen Versuche, sich in ein Umfeld, eine soziale Gruppe, eine Situation etc. einzufügen, ohne sich mit möglicherweise auftretenden Widersprüchen zu konfrontieren. Dies kann im Sinne eines „Hineinwachsens“ oder einer Internalisierung schleichend passieren, ohne dass hier ein besonderer Vorsatz zugrunde liegt.

Die Jugendlichen blenden in der Phase der Berufsorientierung ungleiche Rahmenbedingungen bzw. fehlende Chancen aus. Bereits im Vorfeld des Entscheidungsprozesses wird der faktisch

eingeschränkte Handlungsspielraum negiert oder möglicherweise auch in der Hoffnung auf eine Veränderung der Rahmenbedingungen in Zukunft ignoriert.

Eine Modifikation der Ziele, die sich im Sinne einer frühzeitigen Kapitulation angesichts unüberwindbar wirkender Hürden ergibt, hat zur Folge, dass die Wünsche hinsichtlich der Berufswahl bereits im Rahmen der eingeschränkten Möglichkeiten verändert, bzw. den gegebenen Bedingungen angepasst wurden bzw. werden. Unerreichbar erscheinende Ziele werden von vorneherein ausgeklammert oder nur als Utopie formuliert.

Dadurch verhindert der Betreffende, sich in der enttäuschenden Lage wiederzufinden, dass bestimmte Vorstellungen nicht zu verwirklichen sind. Verkürzt ausgedrückt kommt es zu einer Anpassung der Bedürfnisse an die Bedingungen.

Die Wahrnehmung der eingeschränkten Partizipationschancen und der Beschneidung der Integrations- und Entwicklungsmöglichkeiten werden überlagert oder verdrängt.

3.7.3. Verschwinden

Das Verschwinden der Jugendlichen, der Rückzug in die Familien oder auch das Aussteigen aus dem Schulbetrieb, kann als ein weiterer Bewältigungsversuch verstanden werden, mit einer Lebenssituation umzugehen, die einem soziale Anerkennung und Partizipation verwehrt. Gemeint ist eine Form des sozialen Rückzugs, die ursächlich auf eine bestimmte Konstellation von äußeren Faktoren und innerem Erleben zurückzuführen ist.

Der soziale Rückzug kann nur partiell Ausdruck finden, d.h. dass die betreffende Person bestimmte Bereiche des Alltagslebens meidet, z.B. indem der Schulbesuch eingestellt wird.

Das Verschwinden führt dann zu einer partiellen sozialen Isolierung, wobei die soziale Ausgrenzung, die sich auf verschiedenen Ebenen einstellen kann, das Verschwinden wiederum mit verursacht oder begünstigt. Der Rückzug in eine Parallelwelt, in der möglicherweise die Handlungsfähigkeit wiederhergestellt werden kann, erscheint in diesem Zusammenhang einen plausiblen Ausweg darzustellen. Das Verschwinden kann sowohl aktive, wie auch passive Elemente beinhalten, also auf einer Entscheidung basieren oder rein reaktiven Charakter haben, bzw. retrospektiv von der betreffenden Person so erlebt werden, als wenn es ihr „passiert“ ist, ohne dass ein Vorsatz zugrunde lag.

3.8. Zusammenfassung und Ausblick

Auf der Basis des Interviewmaterials konnten unter anderem Merkmale und Prozesse des schleichend oder abrupt erlebten Verlustes zurückliegender und aktueller Handlungsmöglichkeiten und deren zurückliegende oder aktuell erlebte Blockierung, aber auch Aspekte, die der Reaktivierung von Handlungschancen oder einer positiven Selbstkonzeption entgegenkommen, nachvollzogen werden.

Durch den Aufbau negativer Ergebniserwartungen im Hinblick auf die Partizipationschancen im Bildungssektor, aber auch vor dem Hintergrund der erwarteten Perspektivlosigkeit im Falle einer Rückkehr, werden die Handlungsmöglichkeiten der Jugendlichen zusätzlich eingeschränkt. Auch die Möglichkeit, sich selbst zu bekräftigen und der Umwelt, bzw. der Dynamik psycho-sozialer Prozesse zumindest teilweise die Kontrolle über die eigene Person zu entziehen, wird geschwächt. Damit fehlen wichtige Voraussetzungen um das Gefühl selbstbestimmten Handelns zu entwickeln oder beizubehalten.

Ängste und negative Erwartungen führen in diesem Spannungsfeld zu (Zukunfts-) Unsicherheit und resignativen Tendenzen, die auch die Motivation, sich um gute Schulleistungen zu bemühen, berühren können:

„Über meine Zukunft weiß ich auch nicht was ich machen soll. Ich stell mir immer vor, dass ich keine Zukunft habe, wenn ich auch zurückkehre, ich weiß nicht. Ich soll dort, wieder von Anfang anfangen und hier, wenn ich hier die Schule verlasse. Ich hab dort einmal die Schule verlassen. Ich hab hier fast von Anfang angefangen und wenn ich von dort wieder gehe, soll ich wieder von Anfang anfangen? Das ist schwer für mich.“ (Karim, S. 9, 3-12)

„Ich hab mich beworben in (...) der Schule, da in (Name des Stadtteils), von dort ich habe gute Noten gehabt, Eins und Zweien, aber danach ich hab schlechte Noten gekriegt, weil ich's nicht so toll gefunden hab. Ich hab keine Zukunft vor, ich wusste nicht, warum ich lernen soll und wenn ich zurückkehre, dann muss ich wieder von Anfang anfangen und deswegen ich kann nicht so ich hab keinen ich weiß nicht wieso ich soll mir Mühe geben, deswegen es fällt mich so schwer. Ich hab das gesehen, dass ich ein guter Schüler bin.“ (Karim, S. 10, 3-16)

Fast alle jugendlichen Informanten berichten von konkreten Begebenheiten im Alltag, z.B. bei der Wohnungssuche, im schulischen Kontext und bei der Berufsorientierung, die sie auf ihre eingeschränkten Teilhaberechte verweisen. Die Lebensgestaltung und -planung wird somit maßgeblich von den restriktiven Rahmenbedingungen mitbestimmt, die zusätzlich zu Irritationen führen und/oder die resignativen und ambivalenten Gefühle mitverursachen oder verstärken.

Negative Erwartungen, die sich auf die Zeit nach Beendigung der Schule beziehen, finden unter anderem ihren Ausdruck in Schilderungen der Lebenslagen „anderer“ Jugendlicher, die bereits die Schulen durchlaufen haben und aus dem Qualifizierungssektor herausgefallen sind. In diesem Zusammenhang werden zum Teil auch die negativen Folgen thematisiert, die die sich aus dem Verlust der strukturierenden Rahmenbedingungen ergeben können:

„Und die machen gar nichts. Die versuchen, \ (nachdrücklich:) alles Mögliche zu machen.\ Die (...) meine beste Freundin, sie hat auch versucht, Abitur zu machen, aber die sagen: „Geht gar nicht.“ Sie hat gesagt: „Is doch auch eine Schule, is (...) nich betrieblich oder so, (...) -“ Und die sagen: „Ja, du nimmst von anderen Kinder Platz weg“ und so alles. Es gibt verschiedene Schulen, verschiedene Leute, verschiedene Personen. Vielleicht wenn sie auch weiter gesucht hätte, in eine andere Schule zu gehen, vielleicht hatte sie- hätte sie geschafft, aber, wenn man drei Absagen bekommt, da hat man auch keine Lust mehr. Und dann hat sie die (...) auch einige Zeit Zeitung verteilt und so alles. Sie hat alles versucht, (um) nicht zu Hause zu bleiben. Sie sagt: „Ich bring mich um, wenn ich so zu Hause ganzen Tag bleibe.“ Und dann hat sie auch keine Lust, ständig rauszulaufen. Wohin? Is ein bisschen schwer für Jugendliche. Auch mein Bruder, der geht immer zum Beispiel nachts weg, weil er vielleicht tagsüber schläft. Also es gibt auch nich so mehr, sechs stehste auf, ich geh wieder um zehn schlafen. Vielleicht durch Ausbildung hätte er's geschafft, aber- und wenn der vielleicht auch (...) vor- was (er) in drei Jahren so gemacht hat, vielleicht würde er auch jetzt nicht irgendwie nachts irgendwo laufen. Und dann hat meine Mutter immer Angst, dass er nicht mit so irgendwelchen Jungs, sie ein bisschen so Autoknacken oder so ver(führt) wird. Dann is ein bisschen schwer für Eltern und so alles.“ (Brigitta, S.15, 17-33, S. 16, 1-5)

Einige Jugendliche ziehen immer wieder Verbindungen zwischen ihrer Lebenslage als Flüchtling und ihrer Alltags- und/oder Schulsituation.

Jugendliche, die auch unter relativ ungünstigen äußeren Bedingungen im Rahmen des tagtäglichen Geschehens ein positives Selbstwertgefühl⁸² aufbauen, oder bewahren konnten und denen es gelingt das Gefühl der Handlungskompetenz zu entwickeln und vor dem stetigen Risiko, durch äußere Belastungsmomente geschwächt zu werden (vgl. Engel/ Hurrelmann, 1989, S. 99), zu verteidigen, tritt dieser Zusammenhang in den Schilderungen ihrer Schullaufbahn retrospektiv eher zurück oder wird relativiert, wenngleich er in der Phase der beruflichen Orientierung dann hergestellt wird, wenn die kurzfristige Lebensplanung auf Grund der rechtlichen Einschränkungen nicht realisierbar ist.

Bei einem Großteil der Jugendlichen entsteht vor dem Hintergrund von Kriegs-, Flucht- und Diskriminierungserfahrungen ein negatives Klima, das wechselseitigen positiven sozialen Bewertungen eher entgegensteht.

⁸² Wobei anzumerken ist, dass „ein starkes Selbstwertgefühl viel weniger anfällig gegenüber äußeren Belastungsmomenten und sozialen Spannungen“ (Engel/Hurrelmann, 1989, S.99) ist.

Im Spannungsfeld zwischen Gefühlen, dankbar sein zu müssen überhaupt in Deutschland leben zu dürfen und dem Bewusstsein bzw. der Erfahrung von Unsicherheit, Ausgrenzung oder Benachteiligung, ist es für die Jugendlichen zum Teil besonders schwierig in der Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt ein positives Selbstwertgefühl zu erlangen bzw. zu bewahren.

Ist das Selbstwertgefühl als zentraler Bestandteil ihrer Handlungskompetenz geschwächt, werden die ohnehin stark eingeschränkten „Handlungschancen“ (vgl. ebd., S.100) vor und in der Phase der Berufsorientierung zusätzlich gemindert.

Vor dem Hintergrund von Traumatisierungen im Kriegsgeschehen und/oder negativen Erwartungen bzw. Erfahrungen über die anhaltend hoffnungslose oder bedrohliche Situation bzw. stark eingeschränkte Möglichkeiten der Lebensgestaltung in einem versehrten Land, aber auch vor dem Hintergrund, in Deutschland aufgewachsen zu sein, wird die zermürbende Rückkehroption, aber auch die anhaltende Erfahrung der fehlenden Chancengleichheit zum Hemmschuh für die Bewältigung von jugendtypischen Entwicklungsaufgaben und für den Genesungsprozess der Familien.

Der Vergleich der Interviews lässt Rückschlüsse darauf zu, dass die Wahrscheinlichkeit einer tiefgreifenden Verlaufskurvenentwicklung steigt, wenn die Ressourcen der Familien bereits vor dem Kriegsgeschehen oder durch (extreme) Traumatisierungen im Kriegsgeschehen oder auf der Flucht bzw. durch andere Faktoren geschwächt sind, wobei gleichzeitig die Chancen sinken, das sie unter widrigen Bedingungen im Exil mobilisiert oder erweitert werden können.

Deutlich wird darüber hinaus, dass die Jugendlichen im Migrationsprozess erhebliche Spannungen ausgesetzt sind, die sich auch aus der zermürbenden Lebenssituation ergeben. Die anhaltenden restriktiven Einschränkungen, wie z.B. das Arbeitsverbot der Eltern, die Residenzpflicht befördern das Gefühl der Machtlosigkeit. So gesehen, würden veränderte Lebensbedingungen im Exil, z.B. die relative rechtliche Sicherheit, zum Genesungsprozess der Familien beitragen und der Erfahrungsverarbeitung entgegenkommen.

Zudem wird erkennbar, dass sich mit zunehmender Verweildauer im aufnehmenden Land der Erfahrungshintergrund der Kinder zu Gunsten des Lebens im Exil verschiebt. In diesem Zusammenhang scheint plausibel, dass den hier erworbenen Erfahrungen eine besondere Bedeutung zukommt.

Als Folge traumatisierender Erfahrungen von Krieg, Flucht und Ausgrenzung im Exil erhöht sich für Kinder die Wahrscheinlichkeit, Phasen schwer artikulierbaren Erleidens zu durchlaufen, in denen sich ambivalente Gefühle, Ängste und Entwertungspotentiale mit depressiven Inhalten aufbauen können (vgl. Felber-Villagra, 1995, S.234 und Bräutigam, 2000, S.44)⁸³.

In den Lebensabschnitten, in denen Fragen zur Identität und Selbstverortung in den Vordergrund treten, steigt die Chance der aktiven Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, wobei die äußeren Bedingungen substantiell die inneren Bedingungen beeinflussen (vgl. Felber-Villagra, 1995, S. 241, Bezug nehmend auf Grinberg und Grinberg, 1990, S.XIV)⁸⁴.

Die Verarbeitung der schockartigen oder unfassbaren Erfahrungen des Verlustes, so z.B. des Verlustes von Angehörigen und anderen gewohnten Bezügen und Orientierungszusammenhängen, können nur in einer geschützten Lebenssituation stattfinden, die durch die anhaltende Aufenthaltsunsicherheit konterkariert wird.

Die Chance der aktiven und konstruktiven Auseinandersetzung mit den Widersprüchen und Konsequenzen, die sich aus der Lebenssituation im „Exil“ ergeben (z.B. schulische Sozialisation im Exil und Begrenzung von Partizipationsmöglichkeiten im Bildungssektor) fällt angesichts der anhaltend bedrohten Aufenthaltssituation besonders schwer.

Die Chancen der Verarbeitung der zurückliegenden Erfahrungen muss nun vor dem Hintergrund des Bleiberechtsbeschlusses (vgl. Kapitel 1.) und der damit einhergehenden Veränderungen, die für einen Teil der geduldeten Flüchtlinge wirksam werden, neu überprüft werden.

Die vorliegende Untersuchung zeigt, dass einige der Jugendlichen aus dem Schulsystem herausgefallen sind oder auf gebrochene Bildungsbiographien in Deutschland zurückblicken. Ob es ihnen gelingen kann, sich innerhalb kürzester Zeit in das Schul- und Ausbildungssystem zu

⁸³ Die „unvermeidbare Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte“ (vgl. Felber-Villagra, 1995, S. 225) findet oftmals erst retrospektiv statt, insofern nicht auf entsprechende therapeutische Angebote oder familiäre Ressourcen zurückgegriffen werden kann (vgl. Bräutigam, 2000, S.84, ff).

⁸⁴ Führen die äußeren Bedingungen zu inneren Problemen, wird eine äußere Einbindung oder Orientierung, zusätzlich erschwert. Dorothea Irmeler und Brigitte Brand- Wilhelmy (2002) weisen in ihrem Artikel auf die Bedeutung der psycho-sozialen Rahmenbedingungen in der „nach-traumatischen Phase“ hin, die mit dem Erreichen des Exillandes beginnt (vgl., ebd. S. 10). Bohleder (1996) geht in einem Beitrag zur Einführung in die psycho-analytische Adoleszenzforschung auf die Bedeutung realer Gratifikationen und die Einbindung in soziale Strukturen für ein „dauerhaftes reifes seelisches Funktionieren“ ein (vgl. Bohleder, 1996, S. 24).

integrieren bleibt auch angesichts der dramatischen Verschärfung der Lage auf dem Ausbildungsmarkt abzuwarten⁸⁵

⁸⁵ „Aktuell haben (...) nur 4,1 Prozent der Migranten mit einem ausländischen Pass eine Lehrstelle gefunden.“ (Emmerich, 2007, S. 18). Bezogen auf das Schuljahr 2004/2005 wird gemeldet, dass rund „23 Prozent der jungen Migranten, die keinen deutschen Pass haben“ (vgl. Emmerich, 2007, S18) die Hauptschule ohne Abschluss verlassen.